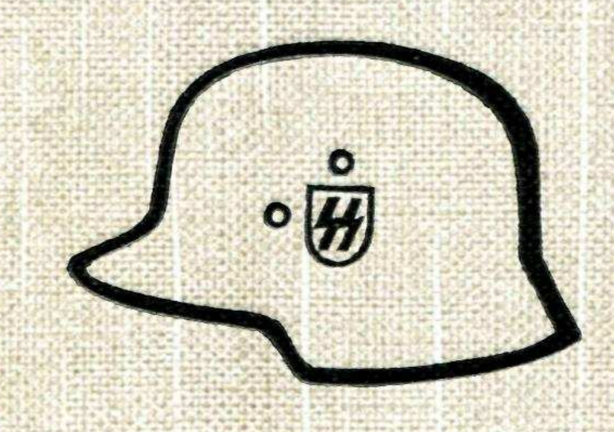
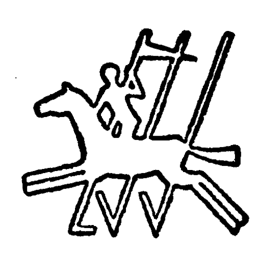
Drei von der Leibstandarte



GÜNTHER HONOLKA

Drei von der Leibstandarte

Erlebnisse im Polenfeldzug



Ludwig Voggenreiter Verlag Potsdam

Umschlagbild: SS-Pk. Wiesenbach

1941

Satz und Druck: Carl Krüger, Mylau i. V.

Aufbruch

Schwer und tief hingen die Regenwolken über dem schlesischen Land; es war, als wollten sie alles Leben in dem kleinen Dorf an der polnischen Grenze erdrücken. Das geräuschvolle Treiben auf den Höfen schien erstorben zu sein, nur leise gackerten irgendwo im Stall ein paar Hühner, und ein grauer Hund schlich mit eingezogenem Schwanz durch den rieselnden Regen über den Hof.

Auch die Soldaten, die unter dem breiten Dach des Bauernhauses hockten, waren irgendwie unzufrieden, obwohl man ihren Gesichtern ansah, daß es ihnen hier durchaus nicht schlecht ging. Aber der blaue Rauch aus ihren Stummelpfeifen stieg heute beinahe unlustig empor ...

„Sauwetter ...!" sagte einer.

Der andere mußte erst den Mund schließen, den er zu einem herzhaften Gähnen weit geöffnet hatte, bis er antworten konnte. „Wenn man nur wüßte, was überhaupt los ist! So kann es doch nicht weitergehen! Ich habe heute gerade so ein Gefühl ..."

„Menschenskind, deine Gefühle! Seit wir hier liegen, hast du mindestens jeden Tag einmal ‚Gefühle' gehabt!" Dabei stocherte er mit zusammengekniffenen Lippen in dem nassen Sand herum. „Na, hoffentlich vergessen sie uns nicht in diesem gottverlassenen Kaff", knurrte er durch die Zähne.

Immer dichter wurden die Regenschwaden und immer düsterer der Abendhimmel. Das Gespräch war verstummt, und bald zeugten tiefe Atemzüge davon, daß der Schlummer den Grübeleien der beiden ein Ende bereitet hatte.

„Feertiigmachen zum Abmaarsch!"

Scharf und schrill tönte das Kommando durch die Höfe und zerriß im Nu die verregnete Abendstimmung. Es war noch nicht einmal richtig verklungen, da wimmelte es in dem Dorf schon wie in einem aufgewühlten Bienenschwarm. So lange schon hatten sie alle Tag für Tag auf dieses Kommando gewartet, nun war die Stunde da, nun sollte es endlich losgehen. Kein Mensch wußte wohin, aber jeder ahnte es, jeder fühlte es und vor allem, jeder wünschte es sich: nach Polen! Was machte es aus, daß der Regen sich inzwischen zu einem ausgewachsenen Guß verdichtet hatte, daß die schönen Gewehre, die heute morgen noch so wundervoll „appellfähig" gewesen waren, vom Regen überspült wurden?

Nur Minuten vergingen, dann stand die ganze Kompanie abmarschbereit angetreten. Da rollten schon die Wagen heran. In Richtung Osten stellten sie sich auf. Die letzten Zweifel waren nun beseitigt. Es ging auf die Grenze zu!

„Aufsitzen!"

Oft hatten sie geschimpft und geflucht, wenn sie das Auf- und Absitzen bis zur Bewußtlosigkeit üben mußten. Jetzt erst zeigte sich die gute Seite des Gelernten. Jeder Handgriff saß, jedes Gepäckstück hatte seinen Platz, und reibungslos stand in wenigen Minuten die Kolonne fertig zur Ausfahrt. Stumm saßen die meisten auf den Wagen, leise tropfte es von den Helmrändern auf die Schultern herunter, nur die Augen leuchteten und der Mund zuckte vor Erwartung und Gespanntheit.

Und dann kam der Befehl: „Mit scharfer Munition laden und sichern!"

Ruhig und bedächtig hier, hastig und mit zitternden Fingern dort wurden die langgeübten Ladegriffe ausgeführt. Es ging wahrhaft los! Nun gab es keinen mehr, der nicht daran glaubte. Als die Finger die kalten Eisenteile umklammerten, da war endgültig alle Unruhe verflogen, da waren es auf einmal nicht mehr die jungen Kerle, die kaum die Rekrutenzeit hinter sich hatten – nein, das waren auf einmal alles richtige Frontsoldaten, die kein anderes Ziel mehr kannten als Deutschland! Wo waren da die weichen Gesichter der Jugend geblieben?

So mag wohl den jungen germanischen Kriegern zu Mute gewesen sein, wenn sie zum ersten Male mit den Männern gegen die Römer mitziehen durften. Und so mögen auch die ausgesehen haben, die hinauszogen nach Flandern und bei Langemarck ihr Leben freudig für das Vaterland hingaben.

Sie gehörten fast alle zu einer jungen Generation; die wenigsten nur hatten den Leidensweg der Heimat nach dem großen Zusammenbruch 1918 miterlebt. Von der Zeit an, wo sie als junge Männer denken gelernt hatten, standen sie unter dem leuchtenden Banner Adolf Hitlers. So hatten sie den großen, unbrechbaren Glauben an Deutschland und seine Zukunft. Und für diesen Glauben wollten sie alle jetzt gerne das Letzte und Höchste geben, was sie besaßen, ihr Leben. So lange hatten sie darauf gewartet, dem Führer beweisen zu können, daß er sich auf seine junge Wehrmacht verlassen konnte, daß diese jungen Soldaten standen, wie ein Mann, und daß sie die herrlichen Waffen zu gebrauchen verstanden, die ihnen der Führer in die Hand gegeben hatte. Sie alle brannten darauf, die frechen Anmaßungen der Polen mit der blanken Waffe in der Hand zurückzuweisen und den Grausamkeiten, mit denen deutsche Volksgenossen gequält worden waren, ein Ende zu setzen. Viele der jungen Soldaten stammten aus der Ostmark und aus

dem Sudetenland; sie hatten es am eigenen Leibe verspürt, wie es ist, wenn man der Willkür rücksichtsloser und gewalttätiger fremder Machthaber ausgeliefert ist.

Es wurde ernst! Sie spürten es alle, obwohl sie alle den Krieg nur aus Erzählungen und Büchern kannten; sie ahnten wohl auch, daß so mancher von ihnen die Heimat nicht wieder schauen würde, aber in keinem der jungen Gesichter stand auch nur der Schimmer von Angst oder Furcht. Es war eine ganz neue Generation, die das Fürchten verlernt hatte, die den Teufel selbst aus seiner Hölle jagen würde, wenn es für Deutschlands Wohl nötig wäre.

So stand die lange Kolonne im Regen. Nur schwach drang der Schein der abgeblendeten Lichter durch die Nacht. Das Rattern der auf Standgas laufenden Motoren war das einzige Geräusch, das vernehmbar war.

Im Schlamm der aufgeweichten Straßen spiegelten sich die matten Lichter aus der Gaststube, die jetzt wieder verlassen dalag. Für kurze Zeit war sie aus ihrem Märchenschlaf aufgerüttelt worden. Abend für Abend hatte sie sich mit Soldaten gefüllt, und der Wirt konnte gar nicht so viel herbeischaffen, wie die jungen Mägen und Kehlen verlangten. In seinem ganzen Leben mochte er nicht so viel ausgeschenkt haben wie in den letzten Tagen.

Nun war der Wirbelwind wieder verebbt und an den Tischen des kleinen schlesischen Grenzgasthauses würden statt der Soldaten wieder nur Viehtreiber und durchziehende Händler oder Bauern aus dem Dorf sitzen.

Da heulten die Motoren auf ... der erste Wagen rollte an und durch das aufspritzende Wasser setzte sich die Kolonne in Fahrt.

„Gute Fahrt!"

„Und kommt alle wieder ...!" Die Wirtsleute riefen es nach. Seltsam, wie die Betonung auf dem „alle" liegen blieb ... Dann ging es rasch in die schwarze Nacht hinein.

Drei Kameraden

Stundenlang schon holperten die Wagen mit unverminderter Geschwindigkeit durch den Morast der Fahrwege der Grenze zu. Was nicht niet- und nagelfest im Wagen war, hatte sich inzwischen selbständig gemacht und sich irgendwo verklemmt. Tornister, Wäschebeutel, alles lag längst durcheinander. Der Regen hatte nachgelassen und ein kalter Morgenwind strich über die Stahlhelme. Das eintönige Geräusch der Motoren wurde überhaupt nicht mehr empfunden, so hatte sich das Ohr daran gewöhnt. Nur hie und da klang es stählern auf, wenn der Kopf eines Schlafenden zu tief herabgesunken war und an das Metall des Gewehres stieß.

Zwölf Mann auf einem Wagen! Eine verschworene Gemeinschaft war das, durch nichts als durch den Tod auseinanderzureißen. Einer für alle, alle für einen, das war ihr Leitspruch. Die meisten waren durch das Rumpeln der Wagen längst in tiefen Schlummer gewiegt worden. Nur drei waren wach geblieben. Ihre Augen blickten nach vorn, wo irgendwo die Grenze liegen mußte, jene Grenze, die allzu lange schon Schmach über Deutschland gebracht hatte und die weiter oben im Norden einen Keil in den deutschen Leib schob: den Korridor.

Der Krieg hatte sie zusammengewürfelt, diese drei, sonst wären sie einander wohl nie begegnet. Sie waren alle nicht mehr so ganz jung wie die andern, aber ihre Begeisterung war die gleiche, und auch an innerem Schwung standen sie den anderen nicht nach. Sie dachten nur vielleicht etwas tiefer über die Dinge nach.

„Mensch, wenn wir nur erst ran wären! Ich habe eine Stinkwut auf das Gesindel, aber der Weg hier nimmt ja gar kein Ende!" Ekki war der Lebhafteste unter den dreien, ein richtiges Kind der Mark, mit Wort und Tat schnell zur

Hand und den ganzen Kopf immer voll allerhand Unsinn. Auf den ersten Blick schien es, als könnte man mit ihm überhaupt kein vernünftiges Wort reden. Er sträubte sich zwar mit Händen und Füßen gegen die Behauptung, er sei ein Berliner, aber im Grunde seines Wesens war er es doch; man hätte es sich kaum anders vorstellen können. In seiner lebhaften Art kannte er zunächst nur eine Stinkwut auf alles, was polnisch war, und diese Wut war keine allgemeine Sache wie bei allen andern, nein, es war seine ganz persönliche Angelegenheit, die er da mit den Polacken auszumachen hatte. Ekki kroch ein wenig aus seiner dicken Mantelhülle heraus und ließ dabei einen echten Berliner Jungenkopf in Erscheinung treten. Man konnte sich beim Anblick dieses Kopfes gar nicht vorstellen, daß der Junge überhaupt jemals traurig sein konnte. Sein dunkler Schopf mochte ja unter gewöhnlichen Umständen ein recht schöner und glatter Abschluß des ganzen Gesichtes sein, jetzt aber stand er wirr und zügellos in die Luft hinein; und wenn Ekki auch von Zeit zu Zeit mit einer kräftigen Handbewegung versuchte, etwas Ordnung in den Haarwust zu bekommen, so gelang es ihm immer nur für kurze Zeit. Seine Stirn aber lag dauernd in Falten, ob er nun lachte oder ernst war, und das gab seinem Frechdachsgesicht etwas Absonderliches; es hatte immer den Anschein, als dächte er im Augenblick über irgend etwas Welterschütterndes nach.

Dafür straften seine hellbraunen Augen alle diese Vermutungen Lügen. Sie lachten nämlich immer. Sie kannten nichts, worüber man sich nicht lustig machen konnte. Und wenn der Mund auch noch so ernst erschien, verloren die Augen doch niemals das schalkhafte Lachen. Ekki war eben ein waschechter Berliner. Den Beweis hierfür lieferte sein Mund, dessen Tätigkeit früh mit dem Wecken begann und des Abends mit dem Schlafengehen endete.

Nachdem er einen prüfenden Blick über die trostlose

Landschaft geschickt hatte, erinnerte er sich plötzlich, daß er doch eigentlich seit nahezu einer halben Stunde nichts mehr gegessen hatte. Schnell entschlossen wie immer, bereitete er diesem „Übelstand" dadurch ein schleuniges Ende, daß er den oft geübten Griff unter seinen Sitz anwandte. Gurken, Brot, Maiskolben, Butter und Marmelade ergötzten nun für die nächste Viertelstunde sein liebevolles Auge und noch mehr seinen unstillbaren Magen; er lud auch Werner, den zweiten Mann des Kleeblatts, ein, mitzumachen.

Aber Werner hatte für diese Reize im Augenblick nichts übrig. Sein Kopf war gespannt nach vorn geschoben, und unruhig prüfend blickte er in die Ebene. Er war der Älteste von den Dreien und vielleicht auch der Erfahrenste, wenn er es auch keinen spüren ließ. Er war von Beruf Sportlehrer; sein Gesicht trug deutlich die Zeichen der Kampfgewohnheit und des zähen Willens, der völligen Einsatzbereitschaft. Um seinen Mund spielten ein paar Falten, die ihn irgendwie aus dem Rahmen der anderen jungen Burschen heraushoben.

Ihm schien ein Angriff in diesem offenen Gelände nicht zu gefallen, und er sprach leise vor sich hin: „Na, nun möchte ich nur wissen, wer eigentlich angreifen wird, wir oder die Polen. Hier liegen wir verdammt ungeschützt, wenn es in dieser Gegend losgehen sollte."

Und Werner hob das Fernglas an die Augen und spähte die Straße entlang. Seine Besorgnis war ganz gerechtfertigt. Er war zwar ebenso bereit, dreinzuhauen wie die anderen, aber er wußte auch aus Erfahrung, daß es nicht immer angezeigt ist, dem Gegner die offene Brust zu zeigen. Er wußte, daß man oft viel wirksamer eingreifen kann, wenn man erst die Stelle des Gegners auskundschaftet, wo er am empfindlichsten ist. Dabei hätte gerade er allen Grund, den Feind wütend anzufallen, denn er stammte aus Kattowitz. Und wenn er auch schon viele Jahre aus seiner Hei-

mat weg war, so hatte er doch nicht einen Augenblick vergessen, daß es seine Heimat war.

„Hoffentlich kommen wir nach Kattowitz!" Er sagte das mit so viel Grimm und gleichzeitig so viel Hoffnung, daß man herausspürte, er habe dort noch einige wichtige Dinge zu regeln, die ihm schwer auf der Seele lasteten.

„Wer hätte das gedacht! Nun werden auch wir noch richtige Frontkämpfer wie unsere Väter!"

Der dritte, der dies sagte, war nicht viel jünger als die beiden andern, aber erst seit kurzem Soldat. In seinem oft etwas unruhigen Gesicht stand immer eine gewisse Spannung, eine große Neugier. Seine blauen Augen kamen nie ganz zur Ruhe; es war, als fürchtete er jeden Augenblick, irgendetwas Wichtiges zu verpassen. Seinen blonden Schopf hielt er in guter Ordnung. Aus diesem Grunde hatte er eine begreifliche Abneigung gegen den Stahlhelm, den er daher auch bei jeder Gelegenheit lieber in der Hand trug. Weniger Sorgfalt dagegen widmete er seiner sonstigen Bekleidung. Er hatte daher dauernd Schwierigkeiten mit Hosenträgern, Taschenknöpfen und ähnlichen tückischen Einrichtungen. Aber sein heller Kopf fand überall rasch eine Lösung, selbst wenn ein Stück Draht oder eine Zuckerschnur herhalten mußte.

Erst nach der Befreiung des Sudetenlandes war es ihm als Sudetendeutschem vergönnt, im großen Heere Adolf Hitlers mitkämpfen zu können. Da er doch immerhin einer der ältesten Rekruten war, fiel es ihm nicht immer leicht, mit den Jungen im preußischen Drill Schritt zu halten; alles in allem war er auf dem Exerzierplatz doch beinahe stets ein „schwarzes Schaf" gewesen. Aber jetzt, wo es um Entscheidungen ging, wo man von ihm den ganzen Kerl verlangte, war er da mit Leib und Seele und wußte genau, wie den Deutschen im polnischen Gebiet zumute sein mochte, hatte er doch selbst zwanzig Jahre lang Ähnliches unter der

Tschechenherrschaft im Sudetenland mitgemacht. Und er wußte, wie sehnsüchtig sie alle damals auf den Befreier, auf den Führer aller Deutschen, gewartet hatten, für den er seit Jahren bereit war, sein Leben einzusetzen.

Nun war der Augenblick gekommen, wo er mit seinem Leben und seinem Blut dem Führer seinen Dank abstatten konnte, und er freute sich darüber, daß er jetzt mit dabei sein durfte.

„Ob die Polen wohl harten Widerstand leisten werden?"

„Quatsch, Mensch, die fallen genau so um wie Benesch und Schuschnigg! Laß uns erst mal drin sein, sollst mal sehen, wie klein Herr Smigly mit seinen polnischen Genossen wird, wenn Hermann seine Vögel nach Warschau schickt." Ekki konnte sich einen Krieg noch nicht so recht vorstellen.

Aber Günther war mit dieser Äußerung nicht einverstanden. „Diesmal liegt der Fall ganz anders", sagte er. „Hier ist mit Friedensworten nichts mehr anzufangen. Schließlich geht es doch nicht um Polen, sondern um Deutschland! Ich bin fest davon überzeugt, daß die Waffen sprechen müssen."

„Das glaube ich auch. Ich kenne doch das Gesindel. Die geben nicht früher Ruhe, als bis sie die Schnauze richtig voll haben, und das wollen wir ihnen gerne besorgen."

Ekki kaute schon wieder aus vollen Backen: „Ganz richtig, wir werden ihre *polnische* Wirtschaft ankurbeln, daß ihnen richtig der Hut hochgeht! Im übrigen soll es da überall Wodka geben, und Wodka ist immerhin ein Begriff." Er war eben doch ein Genießer ...

„Aber was wird aus Polen? Glaubst du, daß wir uns nur die geraubten Gebiete zurücknehmen werden? Ich kann mir nicht recht vorstellen, daß dann Ruhe im Bienenhaus wäre."

„Aufteilen, aufteilen!" Für Ekki gab es nur ganze Entscheidungen. Mit schweren Fragen war er ohne langes Reden schnell fertig. Mit einigen raschen Handbewegungen deutete er dabei in kühnen Strichen in der Luft die Schnitt-

linien an, und wenn man seinen Händen Glauben schenken wollte, dann wäre Polen in tausend kleine und kleinste Stücke zersägt worden. Die andern beiden mußten schallend lachen.

Wieder hatten sie eine Weile schweigend nach vorne geblickt. Nach Osten hin, wo die Sonne sich eben anschickte, über den Himmelsrand heraufzuklettern, wo schon das erste Licht des Tages über dem dunklen Streifen der Wälder lag, dort mußte irgendwo die Grenze sein; der Karte nach konnte es nicht mehr allzuweit sein.

Da griff Ekki ohne jeden Grund noch einmal die Frage von vorhin auf. Man sah es ihm an, daß er in der Zwischenzeit heftig und angestrengt nachgedacht hatte. Er meinte: „Übrigens, ihr braucht gar nicht so blöd zu lachen, die Sache mit der Aufteilung Polens ist kein so großes Hirngespinst, wie ihr beide zu meinen scheint. Stellt euch doch vor, was wir da für ein Getreideland bekommen würden ... und den übrigen Teil könnte sich doch Rußland wieder holen. Dann hätten wir eine gemeinsame Grenze mit Rußland und die angebahnte Zusammenarbeit könnte sich viel wirkungsvoller gestalten. Und außerdem wäre das ja, soweit meine Schulweisheit reicht, nicht die erste Teilung dieses verjudeten Landes. Wenn mich meine Schulerinnerungen nicht täuschen, dann gab es doch schon zwei solche Teilungen ... oder drei?"

Werner war immer noch skeptisch: „Wer sagt euch denn überhaupt, daß es Krieg gibt? Vielleicht ziehen wir bloß an die Grenze, um Überfälle der Polen zurückzuweisen!"

Aber er glaubte das selbst nicht, ebensowenig wie die andern beiden. „Heute Abend wissen wir mehr, ganz bestimmt!" Darüber waren sie sich alle einig, und doch ahnte keiner von ihnen, daß sie am selben Abend noch ihre Feuertaufe erlebt haben würden, daß an diesem Abend schon manche Lücke in ihren Reihen klaffen sollte, daß sie noch am selben Abend richtige Frontsoldaten sein würden.

Die Feuertaufe

Ein kleines Dorf tauchte auf. Die Kolonne hielt. Aus allen Häusern kamen Frauen und Kinder heraus; große Krüge wurden herbeigetragen, in denen Kaffee duftete. Hunderte von Armen streckten sich ihnen entgegen, die Feldflaschen wurden aufgefüllt. Jeder hatte ein Scherzwort auf den Lippen, um verängstigte Gemüter zu beruhigen. Die Einwohner berichteten, daß in der letzten Zeit öfters polnische Horden bei Nacht und Nebel über die Grenze gekommen und daß sie trotzdem nicht geflohen seien. Es war rührend, wie diese Menschen hier an ihrem Stückchen Boden hingen; denn meist waren es Kleinbauern. Viele von ihnen stammten aus dem jetzt polnischen Gebiet, aus dem sie vor der polnischen Schreckensherrschaft geflüchtet waren.

„Wie weit ist es noch bis zur Grenze?"

„Gleich da hinten ist sie," sagte ein alter Bauer und deutete nach Osten, „gleich da, wo der Wald zu Ende ist, haben sie ihre Drahtverhaue aufgebaut, da stehen ihre Geschütze."

Die Augen folgten der Richtung des Fingers. Dort also lag der Feind! Die meisten konnten sich noch gar kein rechtes Bild davon machen, was das überhaupt bedeutete: Der Feind! Sie wußten alle nur: Jetzt war die Gelegenheit gekommen, wo jeder zeigen konnte, was er für ein Kerl war. Hunderte von Kriegsgeschichten, die sie irgendwann in ihrer frühesten Jugend gelesen hatten, fielen ihnen nun ein. Wie hatten einst die Wangen geglüht, wenn sie als Buben von den Heldentaten ihrer Väter erzählen hörten, wie hatten die Augen geleuchtet, wenn es später in den Jugendverbänden zu Geländespielen oder auch nur zu Indianerspielen ging! Jetzt wurde all das zu einer ernsten Angelegenheit. Und wieder glühten die Gesichter und leuchteten die Augen, wenn auch inzwischen aus den Jungen Männer geworden

waren, die statt des Holzschwertes das kalte Eisen des Gewehrlaufes zwischen den Fingern spürten ...

Es war der gleiche Geist, der die alten Germanen gegen die übermächtigen Römer trieb, der Geist, der das deutsche Volk 1813 in eine Front gegen Napoleon stellte. Es war der Geist, der unseren Vätern die Kraft gab, gegen eine Welt von Feinden mehr als vier Jahre lang auszuhalten, und dieser Geist war es auch, der nach der großen Demütigung Deutschlands Wiederaufstieg möglich machte: der Geist des jungen, unbesiegbaren Deutschland!

Da rollten die Wagen wieder an. Keiner saß mehr richtig auf seinem Platz, alle hockten sie sprungbereit auf den Wagen, das Gewehr fest umklammert. In rascher Fahrt ging es jetzt voran. Noch leuchteten weit hinten die letzten weißen Häuschen des Dorfes, dann war auch das verschwunden und nur die Straße war noch da und der unabsehbare, dunkelgrüne Streifen des Waldes vor ihnen.

Kurz vor dem Wald hielt die Kolonne: „Absitzen!"

Endlich! Wie die Katzen sprangen sie von den Wagen herunter und bauten sich im Straßengraben auf. Unruhig gingen die Augen durch das dichte Unterholz, als suchten sie schon hier hinter jeder Hecke das matte Glänzen eines Stahlhelms. Wie junge Pferde vor dem Startschuß standen sie. Warum dauerte nur alles so lange? Der Zugführer war zur Besprechung beim Kommandeur; wenn er nur schon wieder da wäre ...

Und jetzt, als alles Motorengeräusch verstummt war, tönte es plötzlich durch den Wald: Taktaktaktak ... taktaktak ... Maschinengewehrfeuer! Da horchten die jungen Kerle auf, da hoben sie die Nasen in die Luft ... Sie schauten sich an: MG.-Feuer! Da vorne wurde schon geschossen! „Hörst du, Werner? Der Zirkus geht los!"

Nun peitschte ein anderer Ton dazwischen. Viel heller und viel schneller in der Schußfolge. Das waren die deutschen

Maschinengewehre! Diesen Klang kannten alle genau vom Übungsplatz her. Worauf warteten sie nun noch?

Endlich kam der Zugführer zurück und gab einen Überblick über die Lage: „Also: Feindliche Kräfte sind aus den ersten Stellungen an der Grenze verdrängt und von Panzern zurückgeworfen worden. Sie haben sich nun mit einigen Maschinengewehren und Panzerabwehrkanonen auf dem Höhenzug jenseits des Dorfes festgesetzt. Unsere Aufgabe ist es, diese Stellungen zu nehmen ...!" Und dann folgte die Einteilung der Gruppen und die näheren Erklärungen für die Gruppenführer.

In den Reihen links und rechts der Straße ging es vorwärts. Die Männer waren stumm geworden. Da vorn war Krieg! In wenigen Minuten vielleicht würden die ersten Kugeln um sie herum einschlagen ... Hinter jeden Baum schauten sie, bei jeder neuen MG.-Garbe horchten sie auf. Ihre Aufgabe war es, die Stellungen zu nehmen ... Ein großer Auftrag, ganz nach dem Geschmack der jungen Männer hier. Nur keine langen Stellungskämpfe, sondern ran wie Blücher!

Viele unter ihnen griffen mißmutig und geringschätzig an den schweren Spaten. Wozu brauchen wir dieses Möbel, fragten sie sich, unsere Aufgabe ist es doch, die Stellungen zu nehmen! Seitengewehr auf, jawohl, aber Spaten? Sie hatten alle keine rechte Hochachtung vor dieser Waffe des Infanteristen. Sie ahnten nicht, wie sehr sie später gerade dieses Werkzeug schätzen würden. Wieviel hatten sie ihm später abzubitten, und wie viele von ihnen verdankten ihm allein ihr Leben!

Aber sie waren eben noch jung, und Krieg auf lange Sicht war nichts für sie. Sie sahen nur die Aufgabe vor sich: die Stellungen nehmen! Und das war ihrer Ansicht nach eine reine Angelegenheit der Waffen. Wenn man nur erst so weit heran wäre! Doch immer länger zog sich der Wald hin,

scheinbar endlos. Schon begannen die schweren MG.-Kästen auf den Schultern zu drücken, während man sie in der ersten Aufregung gar nicht gespürt hatte.

Da wurde der Wald lichter, plötzlich standen Grenzpfähle am Weg, und rechts und links wurden tiefe Stacheldrahtverhaue hinter einem breiten Bach sichtbar. Ein Posten stand auf der Brücke, welche die Polen bei ihrer eiligen Flucht nicht mehr rechtzeitig in die Luft hatten sprengen können. Über die Grenze ging es in Feindesland! Die Häuser waren verlassen und von den abziehenden Feinden ausgeräumt worden. Hie und da klafften in den Mauern tiefe Risse, und Löcher von Infanteriegeschützen zeugten davon, daß hier um jedes Haus gekämpft worden war.

Da ging es wie ein Raunen durch die Reihen: „Rechts im Graben ... ein Toter!" Stumm gingen alle vorbei und blickten hinunter in den Graben, etwas scheu und doch voll verhaltener Neugier. Da lag eine Gestalt im Straßengraben, in einen grünen Mantel gehüllt. Der Kopf lag auf dem Arm, als hätte der Mann sich eben hingelegt zum Schlafen. Der grüne Stahlhelm war ihm vom Kopf geglitten und ließ das Innere sehen. Die Finger des Toten umklammerten noch immer den Schaft des Gewehres.

Es war nur ein einziger Blick, den sie alle hinunterwarfen zu dem toten Polen, es war auch an sich weiter nichts Aufregendes dabei und in den folgenden Tagen sahen sie alle viel schrecklichere Bilder, aber es war eben doch der erste Tote, der erste wirkliche Feind, den sie zu Gesicht bekamen. Mochte es als ein gutes Vorzeichen gelten, daß der erste Feind, den sie sahen, ein Toter war!

Das Fortschreiten des Kampfes ließ keine falsche Weichheit aufkommen. Schon eilte die Kunde durch die Reihen, daß ein großer deutscher Panzer durch einen Schuß außer Gefecht gesetzt worden sei und daß zwei Kameraden den Heldentod gestorben seien. Viele unter ihnen hatten die bei-

den jungen Panzerschützen gekannt. Vorwärts, endlich ran an den Feind!

Unwillkürlich wurde nach dieser Botschaft das Tempo schneller. Wie als Herausforderung riß das Belfern der polnischen Maschinengewehre von jetzt an nicht mehr ab. Die Gruppen wurden auseinandergezogen ... in weiten Schützenketten ging es aus dem Wald heraus über die Kartoffeläcker.

Weit und breit war kein Feind zu sehen und doch lag über der ganzen Landschaft wie ein geheimer Pulsschlag das unbarmherzige Knattern. Weites, ebenes Land lag vor ihnen, durchzogen von vielen Gräben. Als hätte ein Maler mit dicker grüner Ölfarbe planlos Striche durch ein Gemälde gezogen, so dehnten sich überall Wälder. Viel später erst lernten die angreifenden deutschen Soldaten diese undurchdringlichen Wälder kennen und „schätzen". Geradeaus stieg das Gelände etwas an und bildete eine Erhöhung, auf der eine Reihe kleiner Hütten stand. Von dorther tönte das Knattern der Maschinengewehre, dort irgendwo mußten sich die Polen festgesetzt haben. Von der erhöhten Stellung aus konnten sie die Angreifenden prachtvoll unter Feuer nehmen.

Der linke deutsche Flügel schien schon etwas weiter vorgestoßen zu sein; eine breite Rauchwand zeugte von der Heftigkeit der dort tobenden Kämpfe. Die Augen aller suchten krampfhaft zwischen den Häusern auf dem Hügel, um irgendeine Spur vom Feind zu entdecken. Noch standen alle aufrecht, keinem kam es so recht zum Bewußtsein, in welcher Gefahr sie schon schwebten.

Auch unsere drei Kameraden mühten sich vergeblich, ein Ziel für die Gewehre zu bekommen. Immer vorwärts stapften sie durch den Kartoffelacker, immer näher heran.

Und da geschah es dann.

Plötzlich war ein Pfeifen in der Luft, ein eigenartiges

Singen und Zwitschern. Es klang nicht einmal so schrecklich für den Ahnungslosen: „Fiiii – fiiii – fiiii –!"

Ekki war wie der Blitz im Nu im dichten Kartoffelkraut untergetaucht, und auch Werner war nicht mehr zu sehen. Eng angepreßt lag er in einer Furche am Ackerrain. Nur Günther hatte den Ernst der Lage anscheinend noch nicht recht erfaßt. „Was ist denn los?" rief er, und im nächsten Augenblick kniete er sich hin und wollte das Gewehr in Anschlag bringen: „Jetzt sehe ich sie!"

„Verflucht! Nimm doch deine Birne weg, Menschenskind, sonst hast du bald eine bleierne Made drin!" Werner brüllte ihn an, daß er mehr erschrocken als aus Überzeugung seinen Leib an die Brust der guten Mutter Erde bettete. Aber dann preßte er doch die „Birne" dicht an den kühlen Boden, denn nun ging es los. Wie ein aufgescheuchter Schwarm wilder Großstadtspatzen fegte es über die Köpfe hin, daß sie alle drei unwillkürlich den Kopf einzogen und die Augen schlossen.

Jetzt war sie da, richtig so, wie man es in hundert Büchern gelesen und in vielen Filmen gesehen hatte: die Feuertaufe! Plötzlich sprang Günther hoch, rannte ein paar Schritte nach der Seite und kuschelte sich tief in die Bodenwelle hinein. Schweiß stand ihm auf der Stirne.

Werner äugte besorgt hinüber: „Hast du was?"

Aber der andere grinste schon wieder: „Na, Mahlzeit! Denkst du vielleicht, ich wollte da oben auf meinem Ausguck liegenbleiben und den Polen als Zielscheibe dienen? Wo ist denn Ekki?"

Aber der war längst in einer Bodensenkung verschwunden. Jetzt drehte er sich um und schaute mit gespielt wildem Berserkerblick zu den polnischen Maschinengewehren hinüber.

„Du, Werner, die haben was gegen mich," knurrte er dabei, „ich sage dir, keine zwei Meter vor mir sind die Bleivögel in die Erde gegeistert, daß mir der Dreck nur so ins

Gesicht gespritzt ist. Ist ein verdammt komisches Gefühl," setzte er dann etwas leiser hinzu, „wenn ich mir so überlege, wo ich wohl jetzt wäre, wenn das Biest da drüben nur um ein paar Millimeter höher gehalten hätte."

Alle spähten jetzt scharf, ob sie nicht doch irgendwo eine Blöße des Gegners entdeckten. „Da, halblinks von dem weißen Häuschen, siehst du sie?" Günther hatte die schon vorhin bemerkte Stellung wiedergefunden, jetzt legte er an. Visier 500 ... tief einatmen ... ausatmen ... unbewußt tat er alles so, wie er es auf dem Exerzierplatz gelernt hatte ... Wie auf dem Schießplatz ließ er das Ziel aufsitzen, und der Schuß hallte über die Ebene. Kopf weg und weiterbeobachten ...

Auch die deutschen Maschinengewehre hatten mittlerweile den Feind aufs Korn genommen, aber der wehrte sich bis zum Äußersten. Da rollten die braven Infanteriegeschütze heran, mitten durchs Feuer kamen sie herangebraust, bauten ihre Kanonen auf und beharkten in direktem Beschuß, was die Rohre hergaben, die polnischen Stellungen. Das war zu viel für die Streiter Rydz-Smiglys. In wenigen Minuten standen die Häuser drüben in hellen Flammen, und was da laufen konnte, ergriff das Hasenpanier und verschwand schleunigst in die Wälder.

Ekki guckte schon längst wieder halb aus seiner Vertiefung heraus. „Was ist denn los, worauf warten wir denn noch?" Ungeduldig hing auch der Blick der beiden anderen am Zugführer, der mit dem Fernglas den Horizont absuchte. Die zweite Kompanie hatte die Verfolgung aufgenommen, und sie mußten weiter hier liegen bleiben, bis der nächste Auftrag kam. Das ging zwar allen mächtig gegen den Strich, denn am liebsten wären sie den Polen nachgestürmt, um sich endlich einmal mit ihnen persönlich auseinanderzusetzen. Aber Befehl ist Befehl, der Soldat hat zu gehorchen.

So blieben sie denn liegen und betrachteten das Bild,

das ihnen der niedersinkende Abend bot. Von den Trümmern der zerschossenen Häuser herüber kroch der Rauch und Qualm, drang in die Augen und zwang zum Husten. Der Tag war verflogen, ohne daß sie es richtig gemerkt hatten.

„Mensch, man sollte es kaum glauben, daß es schon Abend ist ... und fast haben wir schon vergessen, wo wir gestern um diese Zeit waren!"

„Na, unsere Feuertaufe hätten wir ja nun hinter uns, viel schlimmer kann es ja nun auch nicht mehr kommen. Die Bleivögel zwitschern überall gleich. Solange man sie noch hören kann, ist es nicht so schlimm. Wenn du sie einmal nicht mehr hörst, dann hast du nämlich wahrscheinlich so 'n Ding im Kopf!"

„Weißt du, wenn ich mal so ein Ding kriegen muß, dann möchte ich es schon gleich im Kopf haben, da spürt man wenigstens nichts mehr davon. Bloß keins in den Bauch rein, daß man langsam draufgeht!"

„Dann schon lieber einen leichten in den Fuß oder in den Arm ..."

„Nee, Kinder, am allerliebsten gar keinen, oder wenn schon, dann erst zum Schluß. Stellt euch vor, jetzt, wo es gerade erst richtig losgeht, solltet ihr als Verwundete zurückgehen? Nee, da wollen wir schon lieber ganz saumäßig aufpassen!"

Damit war diese Frage ein für allemal abgetan, und die nächste Sorge galt der guten Feldküche, die, unwahrscheinliche Wohlgerüche ausströmend, angewackelt kam. Alles zog sich in den Wald zurück, von wo aus noch am Abend der weitere Vormarsch losgehen sollte. Während der nächsten halben Stunde hörte man kein Reden mehr, weil jeder genug damit zu tun hatte, seine Portion Erbsen mit Speck zu verstauen. Das nächste war dann die wohlverdiente Zigarette, die das Abendmahl vollendete. Und wie die Augen dem verschwimmenden Rauch nachfolgten, so zogen auch die Gedanken in der abendlichen Stille weit weg. –

Ja, es waren andere Menschen, die da im Wald an die Stämme gelehnt hockten, als die, welche gestern im Regen unzufrieden auf dem Bauernhof gesessen hatten. Es war nicht der Schmutz des ersten Gefechtes, der an den Kleidern klebte, es war auch nicht die Müdigkeit von den Anstrengungen der letzten Stunden, die auf vielen Gesichtern lag, und doch war etwas Fremdes in diesen Gesichtern, etwas Neues, bisher Ungekanntes. Sie hatten heute zum ersten Male dem Tod ins Angesicht geschaut und sie hatten die große Furcht vor ihm, die jeder Mensch mit in die Wiege bekommt, verloren.

Der Tod ist für den Soldaten kein Schreckgespenst, vor dem er das Gruseln bekommt. Er stellt sich gleich am Tage der Feuertaufe dem Soldaten als Kamerad vor, der ihn nun auf Schritt und Tritt im Feindesland begleiten und nie von seiner Seite weichen wird.

Und wenn auch diese jungen Krieger vielleicht gestern noch halbe Kinder gewesen waren, so steckte doch tief drinnen in ihren Herzen das Vermächtnis aller Soldaten-Generationen vor ihnen, die willig und freudig ihr Blut für Deutschland gegeben hatten. So kommt es, daß dem deutschen Soldaten der Tod für Deutschlands Freiheit keine Sache ist, um deretwillen man Sprüche machen könnte. Und so ist sein Tod nichts anderes als nur ein Glied in jener Kette, die seit Urzeiten sich um die Heimat schlingt als blitzender Wall zu ihrem Schutz und ihrem Ruhm. In dieser Kette ein würdiges Glied zu bilden, dafür lohnt es sich schon, zu sterben.

Der 1. September hat manchen Kameraden aus den Reihen gerissen, aber er hat gleichzeitig Tausende von ganzen Soldaten für Deutschland geboren!

Weltkrieg 1939

Heiß begann die Morgensonne auf die polnische Ebene niederzubrennen. Die Wälder dampften in ihren ersten Strahlen, wie eine Hand, die man aus einem heißen Bad herausnimmt. Im Nu war der Tau überall von den Sträuchern weggeleckt, und tief bohrten sich die Strahlen in den unergründlichen Sand der sogenannten Wege, bis er förmlich zu glühen schien.

Doppelt heiß brannten die Strahlen auf die Stahlhelme der Soldaten, die auf dem schier endlosen Weg durch den Wald daherstapften. Vor wenigen Stunden noch hatten sie frierend in ihren Löchern am Bahndamm gelegen, jetzt trieb es ihnen den Schweiß aus allen Poren. Er lief den Hals hinunter, in den Kragen hinein. Immer schwerer drückte hier das Maschinengewehr, dort der Munitionskasten. Sie hatten seit drei Tagen kaum ein Auge zugemacht und dabei riesige Strecken stetig kämpfend zurückgelegt, ohne mit der Wimper zu zucken. Jetzt kam die Sonne, und was drei Tage Kampf nicht vermocht hatten, das brachte sie in wenigen Minuten zuwege.

Dazu kam noch dieser Sand, dieser verdammte Sand, der so weich und so tief war, daß die Stiefel immer wieder einsanken wie in einem Sumpf und die Knöchel immer wegzuknacken drohten. Und ringsumher Wald, überall Wald, ob der Weg sich nun senkte oder anstieg, ob er gerade lief oder eine Biegung machte: Wald und Sand, Sand und Wald!

„Laßt mich in Ruhe mit der Infanterie! Wenn ich noch einmal auf die Welt komme, werde ich Kavallerist oder noch besser: Flieger!"

So schimpften sie sich die Müdigkeit vom Leibe, und es war am besten so, man ließ sie ruhig drauflos schimpfen, so hörten sie am ehesten von selbst wieder auf. Sie liebten sie

doch alle mit Leib und Seele, ihre Infanterie, auch wenn sie noch so sehr fluchten; sie waren doch stolz auf sie, die „Königin der Waffen", wenn sie es auch nach außen nie zugeben wollten.

Auch dieser „ewige" Wald ging einmal zu Ende, Häuser tauchten auf, Vieh war auf den Feldern, hie und da sah man auch schon wieder Frauen und alte Männer, die sich während des Angriffes irgendwo im Walde verkrochen hatten. Überall trug das Land die tiefen Spuren des Kampfes. Rauchende Trümmer von zerschossenen Häusern überall, von denen als letzter Rest der einzige steinerne Bestandteil stehengeblieben war: der Schornstein! Alles übrige, nur aus Holz und Stroh zusammengefügt, war ein Raub der Flammen geworden.

Zur Mittagsstunde war das erste Ziel erreicht, und erschöpft ließen sich die Männer in den Schatten des Waldes fallen. Feuerrot waren die Gesichter von der Sonnenglut, in großen Perlen stand ihnen der Schweiß auf der Stirn. Einige rißen sich verzweifelt die Stiefel von den brennenden Füßen. Ach, wie gut das tat, die gepeinigten und geschundenen Zehen, an denen Blase an Blase saß, wieder einmal frei bewegen zu können.

Einer hatte von irgendwoher einen Korb voll Obst ergattert. Wie die Huronen stürzten alle darüber her, um wenigstens den quälenden Durst zu stillen. Inzwischen hatten die Sanitäter alle Hände voll zu tun, und ganze Flaschen Jod flossen über die gemarterten Füße hin.

Aber es gab keine Ruhe. Keine Minute durfte ungenützt verstreichen, wenn die Zermürbung des Gegners den gewünschten Erfolg zeitigen sollte!

„Auf! Marsch ...!"

Wie der Biß einer Natter wirkte dieser Befehl. Aber was nützte es? Sie sahen es ja alle selbst ein: Je schneller der Gegner niedergeworfen wurde, desto eher hörten auch diese

übermenschlichen Strapazen auf. Vorläufig konnte es also noch keinerlei Ausruhen geben. Jedes Zögern hätte den Polen die Möglichkeit gegeben, sich nochmals zu sammeln und erneut zum Widerstand anzutreten. Das hätte zwar – davon waren alle überzeugt – nichts am endgültigen Ausgang dieses Krieges geändert, aber auf jeden Fall eine gewaltige Verzögerung bewirkt; jeder neue Tag kostete ja wieder neues deutsches Blut ...

So zwängten sie also stöhnend und fluchend die wunden Füße wieder in die heißen Stiefel, hängten sich die schweren Munitionskästen um den Hals, schulterten die Gewehre, und weiter ging es, Fuß vor Fuß, in dem glühenden Staub, der bald nicht nur die Stiefelschäfte, sondern auch Mund und Nase zu verstopfen begann. Schneller, nur schneller!

Der Vormarsch der deutschen Truppen ging so schnell vor sich, daß den Polen kaum genügend Zeit zur Flucht, geschweige denn zum Sammeln blieb. So kam es meist auch nicht zur Entwicklung richtiger Fronten, denn allerorts brachen deutsche motorisierte Blitzregimenter durch und zerplitterten die Reihen des Gegners, der bald nicht mehr wußte, wohin er eigentlich schießen sollte. So hatten es unsere Soldaten meist nicht mit ganzen Armeen, sondern mit zersprengten Truppenteilen zu tun, denen zu alledem noch die Verbindung mit den eigenen Stäben fehlte. Sie waren schon geschlagen, ehe sie überhaupt versuchen konnten, die deutschen Angriffe abzuwehren. Gegen die überlegene deutsche Führung war kein Kraut gewachsen. Und wenn eines gewachsen wäre, die Polen jedenfalls hatten keine Ahnung von seinem Vorhandensein. –

*

Doch von all dem wußten die nichts, die da im Staub vorwärtszogen. Sie kannten nur ihren jeweiligen Gegner vor sich, den sie zu bekämpfen hatten. Und der hatte für die ersten Tage vorerst einmal genug von den Deutschen, der flüchtete

Hals über Kopf und suchte Anschluß an irgendwelche Einheiten, die ihn verstärken sollten.

Mitten hinein in den Marsch tönte auf einmal MG.-Feuer von vorn. Kaum einer hob heute noch den Kopf bei diesem Geräusch, kaum einer kümmerte sich weiter darum. Noch eine Weile knatterte es da vorn, dem Schall nach waren es nur deutsche Gewehre. Dann war es wieder ruhig.

Und als sie weitergingen, sahen sie hinter einer Wegbiegung auf einmal Pferde und Reiter in den Gräben liegen, nahe beieinander. Einige hatten noch das Gewehr im Anschlag. Die vorausgefahrenen Kraftradschützen hatten hier wieder einmal ganze Arbeit geleistet. Ein polnischer Kavallerie-Spähtrupp hatte sich zu weit in die Nähe der vorrückenden Truppen gewagt; anscheinend hatten die Polen zu sehr auf die Schnelligkeit ihrer vielgerühmten Pferde vertraut. Diesmal aber hatten sie sich schwer verrechnet. Mit ungeheurem Schwung hatten die Kradschützen die Verfolgung aufgenommen, und ehe die stolzen polnischen Reiter sich von ihrem Schrecken erholen und die Vergeblichkeit der Flucht einsehen konnten, hatten ihnen die MG.-Schützen in den Beiwagen ein schnelles Ende bereitet.

Dann brausten auf einmal die Wagen heran und die müden Glieder streckten sich wohlig auf den harten Bänken aus ... wie ein Raunen ging da die „Flüsterpropaganda" von Wagen zu Wagen: „Morgen ist Ruhetag!"

„Ruhetag!"

Wie ein Zauberwort fuhr es durch die ganze Kolonne: Ruhetag! Sie sehnten sich doch schon so danach, sich endlich wieder einmal richtig waschen zu können, endlich einmal das Gesicht von dem wilden Stoppelfeld zu befreien, das da üppig und in den seltsamsten Farben um jedes Kinn sproßte. Und dann ... schlafen, tief ins Stroh eingegraben und nicht dauernd auf dem Sprung liegen müssen.

Viele trauten der Wundernachricht noch nicht, obwohl

vieles auf Verwirklichung der Wunschträume hindeutete. In einem großen Gutshof, der ehemals stattlich gewesen sein mochte, nun aber deutlich die unverkennbaren Spuren der Polenwirtschaft zeigte, wurde vorerst gegen Abend Rast gemacht. Nachdem die Fahrzeuge gegen Fliegersicht getarnt waren, war es so spät geworden, daß an Waschen in größerem Umfang nicht mehr zu denken war. Mit viel Liebe und Sorgfalt wurde Stroh zusammengetragen und zu wahren Bergen zwischen den Wagen aufgetürmt. Und es vergingen kaum Minuten, da schliefen alle tief, die in den letzten Tagen und Nächten in wahrhaft übermenschlicher Weise das Letzte hergegeben hatten. Gerade diese Haltung war vielleicht höher einzuschätzen als irgendeine kühne Tat vor dem Feind, daß einer sich eher den letzten Fetzen Haut von den Füßen lief, als daß er beim Vorgehen zurückblieb. –

Auch Werner, Ekki und Günther hatten sich tief in das Stroh verkrochen. Als sie eben im Einschlafen waren, drang leise die Stimme eines Ansagers durch den Lautsprecher über den Gutshof. Der Nachrichtenzug hatte neben ihnen sein Quartier aufgeschlagen und war eben dabei, die Abendnachrichten aus dem Äther einzufangen. Im Nu waren die drei wieder munter und lauschten gespannt mit angehaltenem Atem. Wenn sie auch nur die kleinste Bewegung machten, raschelte das Stroh schon so stark, daß die leise Stimme verschwand. So waren es nur Fetzen, die an ihr Ohr drangen.

„Ruhe doch, hört ihr nicht?"

„... stellte England an Deutschland das Ultimatum, binnen 24 Stunden alle auf polnischem Gebiet stehenden Truppen zurückzuziehen ...!"

„Verflucht, so liegt doch einen Augenblick still!"

„... unter diesen Umständen sah England sich genötigt, Deutschland den Krieg zu erklären ..."

„Den Krieg zu erklären. Habt ihr gehört? England hat

uns den Krieg erklärt! Mensch, Ekki, nun haben sie endlich die Maske ganz fallen lassen!"

„So halte doch noch einen Augenblick die Klappe, daß wir weiterhören können. Da wird doch auch Frankreich nicht fehlen."

„Achtung, bitte vergleichen Sie, es ist in 15 Sekunden ..." Der Sender war längst zur Tagesordnung übergegangen. Wer da glaubte, die Nachricht würde wie eine Bombe unter die Soldaten einschlagen, der befand sich mächtig auf dem Holzweg. Freilich, die Neuigkeit machte gleich die Runde über alle Strohhaufen hinweg, doch die meisten Schläfer wachten gar nicht auf, und wurden sie aufgeweckt, dann hielten sie es nicht der Mühe für wert, viel Worte darüber zu verlieren.

„Na wenn schon, laß sie man! Ich habe mir schon lange mal gewünscht, London zu sehen. Paß mal auf, wie wir denen den dicken Nebel zersäbeln, daß ihnen endlich ein Licht aufgeht über Deutschland!"

„Je dicker der Nebel, desto besser für Hermanns ‚Vögel'!"

„Nee, ich kann nicht übern Kanal fahren, ich werde so leicht seekrank ..."

„Ich glaube eher, daß ein gewisser Herr Chamberlain seekrank wird, wenn erst die deutschen Wellen das morsche Schifflein der englischen Politik richtig herumschleudern werden!"

Das waren so die Ansichten, die man hörte; sicher, es gab auch viel Gröbere, die sich mit ihren Wünschen an das großartige Inselreich nicht so gewählt ausdrückten, aber das war eben der rauhe Soldatenton, und der ist und bleibt für alle Zeiten stets der gleiche.

Unsere drei Kameraden waren jedoch mit der ganzen Geschichte nicht so schnell und leicht fertig; immerhin waren sie trotz ihrer Müdigkeit wach genug, um die Tragweite des

eben Gehörten in ihrem ganzen Ausmaß zu begreifen. So sprachen sie noch länger darüber.

„Du, Werner, was sagst du zu der Geschichte ...?“ Ekki fragte es leise, um die Umliegenden nicht zu stören. Er hatte die Stirne in tiefe Falten gelegt und man sah ihm an, daß er in den letzten Minuten angestrengt nachgedacht hatte. Fragend hing jetzt sein Blick an dem Mund des Kameraden, der zwar die Augen schon längst wieder geschlossen hatte, von dem er aber genau wußte, daß ihm die neue Nachricht genau so im Kopf herumging.

Werner rührte sich kaum, als er antwortete: „Was soll ich dazu sagen? Wir wissen doch alle genau, was wir von den Engländern zu halten haben. Ihr Vorwand zu diesem Krieg erscheint zwar im ersten Augenblick sehr heroisch, doch ich kann mir schlecht vorstellen, daß auch nur ein Engländer sein Leben einsetzt, um Polen beizustehen. Die Engländer mögen gute Soldaten sein, das will ich ihnen nicht absprechen, aber die Geschichte hat uns bisher zu deutlich bewiesen, daß sie meist nur mit Worten gekämpft haben. Sie lassen lieber andere Völker für sich kämpfen. Natürlich tun sie dies immer unter dem schützenden Mantel ihrer großen Schlagwörter, mit denen sie seit Beginn ihrer Weltpolitik stets schnell zur Hand waren. Ich weiß es nicht, ich kann mir die Herren aus dem großen Inselreich in keiner Weise als die Retter Polens vorstellen.“

Während dieser langen Rede war auch Günther wieder wach geworden. Sein Gesichtsausdruck zeigte klar, daß er schon lange etwas sagen wollte. Jetzt sprudelte er sofort los. „Und Frankreich? Ihr glaubt doch nicht etwa, daß England eine solche Entscheidung gewagt hätte, wenn es sich nicht vorher der vollen Mithilfe seines Bundesgenossen versichert hätte. Nein, ich glaube, Frankreich wird bald der Weisung Englands folgen ... Es kommt mir verdammt so vor, als ob wir wieder das schönste europäische Kuddelmuddel bekämen ...“

„Ach was! Wenn man immer das Schlimmste annehmen wollte, dann gäbe es überhaupt nur noch Weltkatastrophen. Vorläufig hat Frankreich noch nichts dergleichen getan, und schließlich ist dann ja immer noch Italien da, das ein gewichtiges Wort mitzureden hat. Wenn es wirklich zu einem Weltkrieg 1939 kommen sollte, dann wird die Rollenverteilung ganz anders aussehen als 1914. Endlich ist auch noch Rußland da, das wir nicht übersehen wollen!"

„Außerdem werde ich euch noch etwas sagen!" sprudelte Ekki heraus. „Alles zittert immer in Angst um Deutschland bei dem Wort ‚Weltkrieg', als ob das eine so drohende Vorstellung für uns wäre. Wir haben 1914–18 gegen eine Welt von Feinden siegreich bestanden, aber einem andern Feind sind wir unterlegen gewesen, dem Feind, der uns in den Rücken fiel und gegen den wir uns mit keiner Waffe wehren konnten: Unsere unmögliche Politik war es, die uns den schändlichen Vertrag von Versailles einbrachte. Ich verliere da keine Worte: Heute ist dieser einstige Feind unsere stärkste Waffe, auf die wir blindlings vertrauen können. Nein, ein Weltkrieg kann uns garnicht erschüttern, und unser neues Deutschland wird nie ein zweites Versailles erleben!" Er redete sich in eine solche Erregung hinein, daß er sogar vergaß, daß er nicht allein hier war und daß es eigentlich reichlich spät war.

„Ruhe, Kreuzsakra! Seid ihr verrückt? Brüllen die Kerle sich da die Lungen heiß, als ob sie hier im Parlament säßen! Laßt das nur ruhig den Führer machen, und Ribbentrop ist meiner Ansicht nach auch ein wenig gescheiter als ihr, auf jeden Fall aber besser unterrichtet. Hohe Politik ist nichts für Front-Soldaten!"

„Hast recht, Seppl, die sollen sich lieber schlafenlegen und froh sein, daß sie überhaupt noch schlafen können. Habt nur keine Angst, wenn wir bis dahin noch die schöne Luft Polens atmen dürfen, dann werden wir schon rechtzeitig verstän-

digt, wenn es nach England geht, oder von mir aus nach Hindostan. So, und jetzt will ich meine Ruhe haben, sonst könnt ihr noch mitten in der Nacht und in friedlicher Ruhe-stellung einen Nachtalarm erleben, daß euch Hören und Sehen vergeht!"

„Hugh – er hat gesprochen ...!" brummte Ekki aus dem Stroh heraus, dann kündeten tiefe sägeartige Geräusche, daß auch er seinen sprühenden Geist für die nächsten Stunden auf Urlaub geschickt hatte.

Feierstunde

„Fertigmachen zum Abmarsch!"

Nur wenige waren fähig, das Kommando in seiner ganzen Tragweite zu erfassen, denn noch saß ihnen die Müdigkeit in allen Knochen. So saßen sie da, auf die Ellbogen gestützt, und blinzelten in die Dunkelheit. Das war doch gar nicht möglich! Eben erst hatten sie sich hingelegt, und schon sollten sie wieder hoch ...

„Raus, raus, es geht weiter! Macht bloß, sonst geht wieder alles drunter und drüber!"

„Wie spät ist es denn eigentlich?" Aber es gab keine Antwort mehr, denn jeder war mit sich selbst beschäftigt.

Als die Sonne erschien, war der ganze Zug schon viele Kilometer ins Polenland eingedrungen. Langsam schälten sich die Gestalten auf den Wagen aus den Mänteln, langsam wurden auch die eiskalten Füße warm. Wenig später mußte auch der Kragen geöffnet werden, denn die Sonne hatte ihr tägliches Werk mit aller Kraft aufgenommen und brachte die vorher dick vermummten Gestalten wie Knospen

langsam, aber sicher zur „Entfaltung". So also sah der Ruhetag aus! Na, sie waren an solche Überraschungen schon gewöhnt, und wenn auch mancher im Augenblick eine richtiggehende Stinkwut im Bauch hatte, so war er doch viel zu müde, um sich darüber noch weiter zu erregen. Es würde schon seinen Grund haben. Je schneller es vorwärts ging, desto früher war der ganze Krieg zu Ende, desto eher ging es heim zu Muttern.

Ja, zu Muttern! Da knisterte in der Tasche ein Stück Papier, das gestern Abend in der Dunkelheit hier sorgfältig geborgen worden war. Ein Brief aus der Heimat war es. Zum ersten Male war gestern Post gekommen, ein Meldefahrer hatte sie nämlich vom Standort nachgebracht. Wie ein Weihnachtsmann war er begrüßt und umringt worden, man hatte ihm die Briefe und Päckchen förmlich aus der Hand gerissen, obwohl bei der herrschenden Dunkelheit an sofortiges Lesen natürlich nicht zu denken war. Ein Brief aus der Heimat ... Wie mochte es denen zu Hause gehen? Die ganze Zeit hatten sie dann sehnsüchtig nach dem Horizont gespäht, ob nicht bald die liebe Sonne sich bequemen wollte, um wenigstens so viel Licht zu spenden, daß man die vertrauten Schriftzüge entziffern konnte. Endlich war es hell geworden, und schon rissen die Finger den Umschlag auf. Zwei weiße Bogen fielen heraus, eng beschrieben mit feiner Handschrift, und jeder freie Fleck, rechts und links am Rand, war ausgefüllt mit Grüßen und Wünschen, besorgten Ratschlägen und Ermahnungen, wie sie eben ein Mutterherz immer in unerschöpflichem Vorrat auf Lager hat:

„Mein lieber Junge!

Ich weiß nicht, wo Du steckst und wann Du diesen Brief erhalten wirst. Aber ich schreibe ihn trotzdem, denn ich muß Dir jetzt schreiben, und ich vertraue auch fest darauf, daß Du ihn bekommen wirst. Deine Karte habe ich erhalten, auf der Du mir schriebst, daß Du auf eine längere Übung

fahren mußt und daher in der nächsten Zeit nicht schreiben könntest.

Ich weiß ja, Du hast es gut gemeint mit mir, aber Du darfst mich nicht für schwächer halten, als ich tatsächlich bin. Ich habe Dir diese Karte ja von Anfang an nicht geglaubt, und der Ausbruch des Krieges hat meine Ahnungen nur bestätigt. Glaub mir, eine Mutter fühlt so etwas und läßt sich auch von ihrem liebsten Kind nicht täuschen, besonders, wenn ihr Junge vergißt, daß auf dem Poststempel ein schlesischer Grenzort steht, der so gar nicht mit dem Truppenübungsplatz in Norddeutschland in Einklang zu bringen ist.

Da staunst Du wohl über meine detektivischen Fähigkeiten, aber gerade in so einem Falle sieht eine Mutter schärfer als zehn Kriminalisten zusammen. Nun ärgere Dich aber nicht darüber, es ist schon besser so, wenn ich klar sehe und weiß, daß Du irgendwo in Polen für Dein Vaterland und Deine Heimat kämpfst. Ich bin schon alt, und mein Leben gilt nur noch meinen Kindern; aber wenn es um Deutschland geht, dann bin auch ich stolz, daß meine Jungen mithelfen können, damit auch sie einmal sagen können: Wir waren dabei, als der Grundstein zu dem neuen großen Deutschland gelegt wurde!

Ich bin keine Heldin, gewiß nicht, aber wer kann es einer Mutter verdenken, wenn sie um ihren Jungen bangt in jeder Stunde, zu jeder Tageszeit? Doch davon habt Ihr Männer ja keine Ahnung, was in so einem Mutterherzen vorgeht! Ihr steht mitten drin im Kampf, seht Euer Ziel, Eure Aufgabe, die Ihr zu erfüllen habt. Meist mag es wohl so sein, daß Ihr die Gefahr nicht so recht empfindet, die Euch da draußen dauernd umlauert. Ihr tut einfach Eure Pflicht, so lange Ihr sie tun könnt, und seht dem Feinde solange ins Auge, bis er weicht, oder ... bis Ihr ihm nicht mehr ins Auge sehen könnt ...

Aber wir sitzen hier und kommen uns manchmal so klein und hilflos vor. Wir möchten Euch so gerne schützen mit unseren ganzen Kräften und müssen warten, warten, bis endlich wieder Nachrichten aus dem Lautsprecher ertönen, bis endlich ein Brief von Euch selbst zu uns kommt.

Und wir können nur beten für Euch, wir können nur immer wieder Gott bitten, daß er sein Auge über Euch wachen läßt. Gewiß, wir sind deutsche Mütter und wir wollen nicht weinen und Euch das Herz schwermachen ..., aber wir sind eben doch Mütter und bangen um das Liebste, was wir im Leben haben, um unsere Kinder.

Walter ist nun auch eingezogen worden als Reservist, er steckt ebenfalls irgendwo in Polen bei den Fliegern. Als er wegging, war er so froh und so voll von seinem Kampfesmut, daß ich die Tränen nicht halten konnte. Und nun muß ich den ganzen Tag daran denken, daß Ihr beide irgendwo im Feuer liegt, und daß in jeder Stunde das tödliche Blei Euch treffen kann ... aber nein, daran will ich nicht denken. Gott wird Euch schon schützen, denn Ihr kämpft ja für das Recht und die Freiheit Deutschlands.

Wir alle zu Hause hoffen aus ganzem Herzen, daß dieser Krieg bald aus ist, aber wenn er auch länger dauern müßte, dann werden wir Euch stützen und halten bis zum letzten Atemzug. Es geht auch alles wie am Schnürchen. Die Einteilung der Lebensmittelkarten sichert eine gerechte Verteilung aller zum Leben notwendigen Dinge. Wie anders ist das doch heute als im Weltkrieg, wo der eben etwas bekam, der viel Geld hatte und es sich leisten konnte. Und wenn es auch einmal so weit kommen sollte, daß wir Opfer bringen müßten, dann werden wir erst recht fest stehen; denn was sind schon alle Opfer, die wir in der Heimat bringen können, gegen das, was Ihr da draußen dem Vaterland zum Opfer bringt?

Schreib mir nur gleich, sowie es Dir möglich sein wird.

Wenn ich nur weiß, wo Du bist, dann bin ich schon viel ruhiger. Ich möchte Dir so gerne etwas Gutes schicken, aber ich weiß nicht, wohin ich es Dir senden soll und ob nicht alles schlecht wird, ehe es ankommt. Also werde ich Deine erste Nachricht abwarten.

Und nun, mein Junge, paß nur auf und sei nicht allzu wagemutig, wenn es nicht unbedingt sein muß. Vor allem aber trinke kein Wasser, ehe man es nicht überprüft hat. Ich habe immer aus dem Weltkrieg erzählen hören, daß die Polen schon damals die meisten Brunnen vergiftet haben, und zieh Dich nachts immer warm an, Du weißt doch, daß Du Dich so leicht erkältest.

Schreibe mir gleich, wenn Du etwas brauchst, Du weißt, wenn es mir möglich ist, will ich Dir gerne jeden Wunsch erfüllen.

Ich küsse Dich in Gedanken tausendmal und bete zu Gott, daß er Dich schützen möge.

Deine Mutter."

*

Noch lange, nachdem er den Brief zu Ende gelesen hatte, hingen seine Augen auf den letzten Zeilen. Es war ein kleines Lächeln um die staubigen Lippen, das mehr sagte, als tausend Worte der Liebe sagen können.

Kleine Mutter! So hatte sie den schlau angelegten Täuschungsversuch also doch durchschaut! Er glaubte ihre guten Augen mit der tiefen Sorge darin deutlich zu sehen, und er spürte es aus jeder Zeile heraus, wie schwer es ihr wohl gewesen sein mochte, diesen tapferen Brief zu schreiben, um ihrem Jungen keine Sorgen zu machen. Ja, er konnte stolz sein auf seine gute Mutter ...

Da knallte es vorn dumpf! Schnell wurde der Brief, der den ersten Gruß aus der Heimat gebracht hatte, in die Tasche verstaut, denn die Gegenwart meldete sich zum Wort. Es dauerte auch nicht lange, da kam die Kolonne zum

stehen. Was war los? Eine Brücke war von den Polen auf ihrer Flucht gesprengt worden. Kreuz und quer lagen die Balken der Holzbrücke herum, Pferde dazwischen, die nicht schnell genug die Sprengstelle hatten verlassen können, Menschen und Kleiderbündel in wirrem Durcheinander ... Alles deutete darauf hin, daß der Feind noch nicht lange fort sein konnte.

Während in aller Eile eine Notbrücke geschlagen wurde, ging es vorn am Wald auch schon los: Taktaktaktak, taktaktaktak. Die Polen waren eingeholt und mußten sich nun zum Kampf stellen. Die Spitze der Deutschen war schon seit längerer Zeit in ein Geplänkel verwickelt; es galt, keine Zeit zu verlieren und sie rasch abzulösen. In größter Eile ging es vorwärts, ran an den Feind. Als sie über den Kamm einer kleinen Anhöhe kamen, pfiff es wieder heran; im Feuer schwerer Maschinengewehre mußten sie in Deckung gehen. Schon trat der Spaten, dieses früher so oft verachtete Gerät, in Tätigkeit, um sich in dem ungünstigen, vom Feinde völlig eingesehenen Gelände wenigstens einigermaßen sichere Deckung zu schaffen.

Dann wurde zunächst einmal beobachtet. Vor ihnen stieg das Gelände allmählich zu einer Anhöhe an, auf der die Häuser eines größeren Dorfes zu sehen waren. Das Ganze wurde von dem mächtigen Ziegelbau einer unverhältnismäßig großen Kirche überragt, einem Bauwerk, das jeder mittelgroßen deutschen Stadt alle Ehre gemacht hätte. Wuchtig strebte der Turm dreißig bis vierzig Meter in die Höhe. Gotische Fensterbogen und Strebepfeiler ließen merken, daß der Baumeister wohl kaum Pole gewesen sein konnte. Aber zu solchen Überlegungen war jetzt keine Zeit, denn aus den Turmluken und aus den Häusern fegte ein wohlgezieltes Feuer aus vielen Gewehren über die Angreifer hin.

In diesem Feuer vorzugehen, wäre sicherer Untergang gewesen, also hieß es, bis auf weiteres liegen zu bleiben. Es

war durchaus kein schönes Gefühl, so in einem Loch zu liegen, den Feind zu sehen und warten zu müssen, bis endlich der Befehl zum Sturm kam. Aber das mußte nun einmal ausgehalten werden, denn sinnlose Opfer sind keine Heldentaten, und schließlich hatten sie ja noch andere Waffen, die ebenfalls gerne ein ernstes Wort mit den Polen reden wollten.

Da brausten sie auch schon heran, Infanteriegeschütze und Flak, zum direkten Beschuß des Gegners. Jetzt lohnte sich der Drill auf dem Kasernenhof, jetzt, wo es wirklich um Sekunden ging. Mitten im feindlichen Feuer gingen sie in Stellung, und ehe die Polen sich auf diesen neuen Feind eingestellt hatten, sausten schon die ersten wohlgezielten Schüsse zum Dorf hinüber. Inzwischen waren aber auch die Granatwerfer soweit heran, daß sie den Polen da drüben die Hölle mächtig heiß machen konnten. Kaum aber nahmen sie ihre Köpfe ein wenig hoch, da knatterten schon die deutschen Maschinengewehre, daß ihnen der letzte Mut verging. Noch waren sie sich anscheinend nicht ganz schlüssig, ob sie nun endgültig das Hasenpanier ergreifen, ob sie den Widerstand aufrechterhalten oder sich ergeben sollten.

In diese Unschlüssigkeit hinein tönte der Befehl zum Angriff auf die polnischen Stellungen. Das gab den Ausschlag. Was noch fliehen konnte, rettete sich in die dichten Wälder hinter dem Dorf. Aber auf den Fersen folgte ihnen der deutsche Angriff. Zwei Treffer in die obersten Kirchenfenster brachten auch die letzten Scharfschützen dort zum Schweigen. Die Kradschützen brausten dem Feinde nach, er mußte sich noch einmal stellen, wenn er seine Flucht sichern wollte.

Am Waldrand hatten sie sich noch einmal zum verzweifelten Widerstand eingenistet. Die Wälder waren ihre Stärke, da saßen sie in den Bäumen, wohlversteckt, weitverteilt, und ihre besten Scharfschützen nahmen die deutschen Soldaten einzeln aufs Korn.

Man hörte nicht viele Schüsse pfeifen, man sah auch nichts vom Feind, aber schon tönte da und dort ein Stöhnen auf oder ein halberstickter Schrei, und dann hallte es langgezogen durch die Linien nach hinten: „Sanitäter nach vorn! Sa-ni-tä-ter!"

Dieser Ruf war viel schrecklicher und viel furchtbarer als der stärkste Kanonendonner und das Rattern der Maschinengewehre, denn er zeigte immer wieder mit erschütternder Klarheit, daß einer der Kameraden irgendwo hilflos lag und vielleicht schon in den nächsten Minuten verbluten konnte. Da keuchten sie aber schon von hinten heran, die Kameraden mit dem roten Kreuz auf dem Arm! Für sie gab es keine Ruhe, keine volle Deckung. Die schwere Trage auf dem Rücken, ein klares, deutliches Ziel für den Feind, so liefen sie nach vorn in die ersten Linien, um Hilfe zu bringen, wo Hilfe noch möglich war. Und kaum hatten sie einen Verwundeten geborgen, da riß sie der erneute Ruf: „Sanitäter nach vorn! ..." wieder hinaus in das unerbittliche Feuer des Gegners, der keine roten Kreuze kannte, für den alle Deutsche waren, verhaßte Deutsche.

Das war das Schlimmste für den jungen Soldaten, daß er stilliegen, daß er zusehen mußte, wie seine Kameraden ihr Blut vergossen, daß er jeden Augenblick selbst von der Kugel ereilt werden und daß er nichts tun konnte, weil er ja den Gegner nicht zu sehen vermochte, den das undurchdringliche Grün des Waldes wie eine Tarnkappe deckte. Da konnte auch die beste Artillerie nicht helfen, da entschied nur der Kampf Mann gegen Mann.

Aber der deutsche Angriff rollte unaufhaltsam gegen die polnischen Linien vor. Da einer, dort einer, so schoben sie sich heran an den Waldrand, bis das Dunkel des Waldes doch endlich entweder ein Mündungsfeuer erkennen ließ oder ein Stahlhelm durch das Blinken den Träger verriet. Dann

gab es kein Halten mehr, bis der Feind restlos niedergekämpft war.

Es war dunkel geworden, und der sinkende Abend deckte mit den sanften Schleiern der Dämmerung die Stätte des Kampfes zu. An eine Verfolgung war nicht zu denken, da die Polen in ihre „Bunker", nämlich in die Undurchdringlichkeit ihrer Wälder, geflüchtet waren. Hinten stand der rotleuchtende Himmel, und der Wind trieb sprühende Funken aus den verglimmenden Trümmern der zerschossenen Häuser, in denen sich die Polen vorher verschanzt hatten. Es war ein grausig schönes Bild: mitten in dem roten Glühen das schwarze Schattenbild der Kirche, die außer einigen Löchern an den Turmfenstern keinen Schaden erlitten hatte.

Schon wollten sie sich für die Nacht eingraben, als endlich die Ablösung eintraf und die Reihen sich zum Rückmarsch in das Dorf aufstellten. Als sie endlich standen, da suchte so mancher nach seinem Nebenmann, da preßten viele die Zähne fest aufeinander, daß die Backenknochen weiß hervortraten. Sie hatten zusehen müssen, wie ihre besten Freunde neben ihnen liegengeblieben waren, während sie selber ihnen mitten im Kampf nicht helfen konnten.

Auch Werner fehlte. Günther und Ekki fragten jeden, den sie trafen: „Habt ihr Werner nicht gesehen?"

Nein, keiner hatte ihn gesehen, seit er mit einer Meldung nach rechts weggelaufen war. Aber auch keiner hatte ihn verwundet gesehen. So standen sie hintereinander, Ekki und Günther, und zwischen ihnen war ein Platz frei. Der hinten Gehende scheute sich irgendwie, in diese Lücke zu treten, er konnte es nicht glauben, daß er einfach einrücken sollte in den Platz, wo er seit jeher gewöhnt war, die Stiefel mit den etwas schiefen Absätzen zu sehen, die immer vor ihm hermarschierten, den Brotbeutel mit dem großen Fettfleck darauf...

Mit hängenden Köpfen standen die beiden. Auf einmal

jedoch brach Ekki in einen Schrei aus, als hätte er einen Koller bekommen; ein Wunder wäre es ja nicht gewesen.

„Werner ...!"

Und tatsächlich, da kam er über die Höhe gestiefelt, mitten aus dem Dunkel heraus, und sein über und über verstaubtes und verdrecktes Gesicht war von einem breiten Grinsen überzogen.

Da liefen sie beide aus der Reihe, sie konnten nicht anders, sie kamen sich gar nicht kindisch dabei vor, sie mußten ihn anfassen, mußten sich überzeugen und es körperhaft spüren, daß er es wirklich war. Sie schüttelten ihm die Hände, als wollten sie sie ihm ausreißen.

„Haltet doch ein, Menschenskinder, ihr habt mir wohl schon die Totenglocke läuten lassen wollen? Nee, noch ist Werner heil und munter, und er gedenkt den Polen noch manche heiße Stunde zu bereiten, ehe er zur Hölle fährt!"

Und nun ging es ans Erzählen, und Werner mußte haargenau berichten, wie er abgesprengt wurde, wie er dann vergeblich versucht hatte, in dem Kampfgetümmel die eigene Kompanie wiederzufinden und wie er sich schließlich, als es ihm nicht gelang, bei einer andern Kompanie gemeldet hatte und in ihren Reihen mit vorgegangen war.

Auf dem Rückmarsch verstummten sie alle. Hier und da lagen auf dem frischgepflügten Acker die Gefallenen. Meist waren es Polen, aber auch so mancher Deutsche war darunter.

Bei der Kirche machten sie Halt. Sie schleppten Stroh herbei, um für die Nacht ein Lager zu haben. Die Feldküche war plötzlich da, und der Duft von Erbsen mit Speck verbreitete sich durch den Rauch und Qualm der glimmenden Bohlen. Jetzt erst brach das Hungergefühl so richtig durch, und mit einer wahren Gier wurde das Eßgeschirr geleert, daß auch nicht eine Erbse mehr im Kessel übrigblieb.

Still war es ringsumher geworden, und die meisten fielen, so wie sie waren, auf das Stroh, wickelten sich in den

Mantel und sanken in einen traumlosen Schlaf, obwohl die Hirne von den Erlebnissen des Tages voll waren.

Einige aber suchten ihre toten Kameraden, obwohl auch sie zum Umfallen müde waren, und brachten Hacken und Schaufeln herbei, um die toten Freunde auch nicht eine Nacht auf dem freien Felde liegen zu lassen. Mit bleichen Gesichtern brachen sie das Erdreich auf, und wenn auch mancher von ihnen kaum achtzehn Jahre zählte, so glichen ihre Bewegungen doch denen alter, müder Männer. Behutsam und sacht legten sie die Gefallenen in den Sand, als könnten sie ihnen mit einer jähen Bewegung noch weh tun. Es war, als ob eine Mutter ihr krankes Kind ins Bett legte, voll Sorge und Zartheit, wie man sie rauhen Soldaten nicht zugetraut hätte.

Schaufel um Schaufel deckte das Grab. Ein Kreuz aus rohen Balken mit einer schnell gekritzelten Aufschrift und ein Stahlhelm kamen auf den Hügel.

Günther konnte noch nicht schlafen. Zu viel war es, was in den letzten Stunden auf ihn eingestürmt war, zu wach waren noch die Sinne trotz der großen Müdigkeit, als daß der Schlaf eine Beruhigung hätte bringen können.

Groß und mahnend wie den ganzen Tag über stand der schwarze Bau der Kirche vor dem roten Himmel. Dahin lenkte er jetzt seinen Schritt. Es lag keine bewußte Absicht in diesem Weg, kein Ziel, aber dieser rote Ziegelbau war ihnen heute den ganzen Tag über vor Augen gestanden, er hatte sich ihnen eingeprägt und zog nun wie ein riesiger Magnet auch jetzt noch die Sinne an. Über rauchende Trümmer ging der Schritt. Jetzt stand er vor dem schweren, schmiedeeisernen Tor. Es war weit geöffnet.

Ziegel lagen wirr im Hof herum, von den Granateinschlägen abgesprengt. Wie geschändet lag das Gotteshaus im roten Glanz der ringsum brennenden Häuser, entweiht, nicht mehr eine Burg Gottes, sondern ein Bollwerk verhetzter

Polen, die geglaubt hatten, von hier aus den verhaßten Feind wirksamer bekämpfen zu können. Günther trat durch die hohe gotische Pforte in das schweigende Schiff der Kirche. Sofort legte es sich ihm wie ein drückender Alp auf die Brust, ein Dunstkreis von Beklommenheit umfing ihn, so daß er nachdenklich stehen bleiben mußte, ganz ruhig, um sich über die seltsamen Eindrücke klar zu werden.

Halbdunkel war es hier drinnen, es sah aus, als nähmen die nach oben strebenden Pfeiler gar kein Ende. Sein Fuß stieß gegen etwas metallisch Glänzendes: es waren die Spendenkassen, welche die flüchtenden Polen noch schnell heruntergerissen und ausgeraubt hatten. Gespenstern gleich standen die mit weißen Schutzhüllen überzogenen Kirchenfahnen im Raum; wie anklagend reckten sie die Arme nach beiden Seiten. Ganz vorn hing ein kleines, rotes Lichtchen. Schwerelos, als gehörte es gar nicht dazu, schwebte es da an einem unsichtbaren Tau. Es flackerte nicht. Die Luft, die in allen Kirchen der ganzen Welt gleich zu sein scheint, mischte sich hier mit dem Brandgeruch, der durch das offene Tor eindrang. Und über allem lag wie ein zauberischer Schimmer die rote Glut, die durch die bunten Glasscheiben der Fenster hereindrang und alle Gegenstände mit einem fahlen Schein überzog. Matt glänzten die silbernen Pfeifen der großen Orgel.

Günther stieg die enge Treppe zur Empore hinauf; er gab sich keine Rechenschaft über sein Handeln, er tat alles aus dem Gefühl eines inneren Bedürfnisses heraus, das man nicht erklären kann und nach dem man doch handelt. Er war auch nicht mehr allein in der Kirche; anderen mußte es ebenso ergangen sein wie ihm. Er hörte gedämpfte Stimmen unten und das Schlürfen von Stiefeln auf dem Steinboden. Plötzlich sah er undeutlich die Register der Orgel vor sich, und seine Finger griffen in die Tasten.

Einer der Kameraden hatte schweigend und ohne ein

Wort der Aufforderung den Blasebalg in Bewegung gebracht, da glitten Günthers Hände über die Tasten, und zaghaft erst, dann immer voller zogen die Klänge in das Kirchenschiff. Es war eine Musik, die wohl an dieser Stätte noch nie erklungen war, keine Kirchenmusik, kein Choral. Schlichte Volkslieder waren es, die hinausflogen in das rotqualmende Land, das heute so viel deutsches Blut getrunken hatte.

Er dachte nicht nach, was er spielen wollte, er schaute auch nicht auf die Tasten, sein Blick ging durch die zerschossenen Fenster weiter hinaus, wo frische Erdhügel die Stelle bezeichneten, in denen deutsche Soldaten ihren ewigen Ruhetag gefunden hatten. Deutsche in wieder deutsch gewordenem heiligem Boden! Die Erinnerung an alte Kriegsbücher tauchte in Günther auf bei diesem Anblick; wie viele hatten schon versucht, diese Stimmung festzuhalten! Man kann das nicht schreiben, ging es ihm durch den Sinn, man kann das nur selbst erleben und ... man kann es durch Musik darstellen ... Es ist die stolze Wehmut, die in so vielen Liedern aus der Heimat mitklingt, die zum Nachdenken zwingt und Erinnerungen heraufbeschwört an längst vergangene Geschehnisse aus der eigenen Jugend und aus der Jugend unseres Volkes.

Und während die alten Weisen über das abendlich-stille Land glitten, da war das große, schwarze Bild vorne am Altar auf einmal nicht mehr die Darstellung irgendeines Heiligen, sondern das Bild einer Landschaft mit Bergen, Tälern, weiten, grünen Flächen und gelben, leuchtenden Feldern. Und dazwischen lag ein kleines Städtchen am Ufer eines Flusses, der sich wie ein silbernes Band durch das Bild zog, kleine, winkelige Gäßchen mit holperigem Pflaster, Menschen voller Schrullen und Eigenheiten, alles alte Bekannte aus der Jugendzeit ...

Es war das Bild der Heimat, das die Klänge der Or-

gel in den Raum des Gotteshauses gemalt hatten, es war ein letzter Gruß an die Kameraden da unten, die ihre Heimat nicht wieder sehen konnten. Aber gerade der Gedanke an die Heimat ließ die Töne allmählich fester und straffer werden, ließ dem Geist des Kampfes mehr und mehr Raum, des Kampfes für diese Heimat, die zu schützen sie alle bereitwillig ihr Leben in die Wagschale warfen.

Sie waren längst nicht mehr allein in der Kirche. Nach und nach waren noch viele Kameraden hereingekommen, von den Klängen angelockt, und hatten unten die Bänke gefüllt, die vielleicht noch nie so andächtige und stille Insassen beherbergt hatten. Und wenn auch ihre Andacht vielleicht anders sein mochte als die der sonstigen Besucher, so war sie doch echt und kam aus tiefstem Herzen, obwohl keine eingelernten Gebete zum Himmel stiegen oder zu den Heiligen an den Wänden, obwohl kein Priester ihre Sinne lenkte, sondern nur ein ganz einfacher Soldat auf den Orgeltasten das Bild der Heimat heraufbeschwor.

Immer mächtiger schwollen die Töne an, immer glühender kam von der Empore das Bekenntnis zur Heimat, zum Vaterland und zum Führer. Und als endlich, fast unbewußt, die Hymne sich über allem erhob: „Deutschland, Deutschland über alles," da straffte sich jeder Rücken und so manche Faust ballte sich bei dem Gedanken an die gefallenen Kameraden. Da war keiner, der nur an sich dachte, als sie alle nur den einen Weg und das eine Ziel vor sich sahen: Deutschland!

Noch lange, nachdem der letzte Ton verhallt war, standen sie stumm in der weiten Halle. Es war eine Feierstunde, die keiner von ihnen vergessen würde. Dieses Erlebnis würde sie begleiten, auch wenn sie morgen schon wieder im wildesten Feuer lagen.

*

Der nächste Tag brachte wenigstens ein paar Stunden Ruhe, ehe sich die lange Wagenkolonne wieder in Bewegung setzte. Dann aber gab es kein Halten mehr, und den ganzen Tag über rollten die schweren, grauen Wagen über Straßen und Wege, durch Sand und Staub.

Dörfer tauchten auf, verlassene Häuser und Ställe; Vieh lief herrenlos auf den Feldern umher, überall loderten gleich riesigen Fackeln die brennenden Häuser und Scheunen in den Himmel. Ein kleines Dorf war von den zurückgehenden Polen bis auf den letzten Speicher in Brand gesteckt worden. Es war ein mächtiger Flammenherd; von weitem schon spürten sie, wie die Luft von heißen Wellen geschwängert war. Über der Straße lagen dicke Rauchschwaden, und ein glühender Wind trieb ihnen Asche und schwarze Fetzen entgegen.

Sie mußten durch! In kurzen Abständen heulten die Motoren auf, und mit höchster Geschwindigkeit raste ein Wagen nach dem anderen durch den Glutkessel hindurch.

Dann kam eine größere Stadt in Sicht. Schon von weitem war zu sehen, daß sie von den Polen geräumt und unbefestigt war.

Gespannt hingen die jungen Soldaten über den Rand der Wagen hinaus. So eine große Stadt hatte immer etwas Aufregendes an sich, zumal die Geschwindigkeit der Wagen vermuten ließ, daß man sich hier nicht lange aufhalten würde. Ekki strahlte über das ganze Gesicht. Das war etwas nach seinem Geschmack. Vollkommen sinnlos schrie er in den Fahrtwind hinaus: „Immer ran im Carracho! Hinein!"

Werner deutete mit ausgestrecktem Finger nach rechts, wo ein riesiger Trümmerhaufen von Ziegelsteinen, Gebälk und Hausgerät sich türmte. „Mann, das ist saubere Arbeit, da haben unsere Stukas ordentlich aufgeräumt. Jetzt kann ich mir gut vorstellen, daß hier den Polacken der Boden unter den Füßen doch zu heiß geworden ist!"

An den ersten Häusern rasten sie vorbei. Sofern diese nicht von der Wucht der Fliegerbomben in Mitleidenschaft gezogen waren, standen in den Haustüren die Einwohner, meist alte Leute, und schauten den vorüberbrausenden deutschen Wagen mit angstgeweiteten Augen nach. Auf dem Marktplatz stockte die Kolonne; an der Spitze schien irgend etwas doch nicht ganz glatt zu gehen, jedenfalls gab es einen längeren Aufenthalt.

Der Aufenthalt, bei dem alle auf den Wagen sitzen blieben und in die Gegend starrten, wurde bald langweilig, zumal das kleine Städtchen an baulichen oder sonstigen Reizen einem deutschen Auge wahrhaftig nichts zu bieten hatte. Der beste Überwinder der Langeweile ist die Musik. Und wenn unter dem Sitz eine richtiggehende Ziehharmonika ihrer Bestimmung harrt, dann liegt nichts näher, als sie hervorzuholen.

Ekki war es, der den erlösenden Anstoß gab: „Los, Günther, hol deinen Jammerkasten heraus, wir wollen doch hier nicht wie ein Leichenzug stehen! Was sollen denn die Leute hier denken, die sich da anscheinend zu unserer Begrüßung an den Rändern des Platzes versammelt haben?"

Werner stimmte ihm bei, und so blieb Günther nichts anderes übrig, als den Buckel zu krümmen und die Handorgel ans Tageslicht zu zerren. Sie war zwar mit einer dicken Staubkruste bedeckt, aber das tat dem Wohllaut ihrer Stimmen keinen Abbruch.

So klang wenig später den erstaunten Ohren der polnischen Bevölkerung ein fröhliches deutsches Soldatenlied entgegen, und bald sang nicht nur die Harmonika, bald sang der ganze Wagen, und bald fast die ganze Kolonne. Den Polen blieb der Atem weg. Das konnten sie nicht fassen. Vor wenigen Stunden hatten hier die Fliegerbomben gekracht und die deutschen Flugmotoren ihr schauriges Lied gesun-

gen und jetzt saßen die „bösen deutschen Mörder" an der selben Stelle auf ihren Wagen und sangen fröhliche Lieder!

„Du, guck dir mal die dummen Gesichter an, die glauben jetzt an gar nichts mehr, oder auch an alles!" Ekki stand im Wagen wie der Ansager auf einer Bühne: „Kinder, wollen wir ihnen mal unser schönstes Balladen-Lied zum Besten geben?"

Ein wohlgefälliges Murmeln antwortete ihm. Dann setzte unter seiner Leitung ein schauerlicher Grabgesang an, der in tiefstem Moll davon erzählte, wie „die liebe Mutter ihren armen Sohn beim Militär nicht mehr erkennt, weil seine Haare geschnitten, sein Bart geschoren, sein Hals gewaschen und sein ganzes Geld versoffen ist". Die Begleitung dieses Musikdramas bildete ein Chor der Bässe, wie man ihn dem Donkosakenchor abgelauscht hatte.

Die Wirkung auf die Zuhörerschaft war entschieden gut. Einzelne verwegene kleine Kinder drängten sich vor und kamen neugierig an die Wagen herangestiefelt, und auch die Erwachsenen drängten sich auf den Gehsteigen zusammen. Ekki stand noch immer auf seinem erhöhten Platz; seine Stirn hatte er in nachdenkliche Falten gelegt. „Was haben wir ihnen noch zu bieten? Günther, erschöpfe einmal deine Sendefolge!"

Da fiel Günther ein Volkslied ein, das er einmal irgendwo in einem polnischen Film gehört und sich gemerkt hatte. Gerade, als die Kolonne sich langsam wieder in Bewegung setzte, klangen die Töne dieses Liedes über den Platz. Die Wirkung war unbeschreiblich. Viele Zuhörer kannten es und rissen nun Mund und Augen noch etwas weiter auf, falls das überhaupt noch möglich war. Sie verstanden die Welt überhaupt nicht mehr.

Aber während sie noch kaum Zeit genug hatten, um sich zu Ende zu wundern, war die Kolonne längst hinter den letzten Häusern verschwunden, weiter hinein in Feindesland, neuen Kämpfen und neuen Siegen entgegen.

An diesem Tage schrieb Günther folgenden Brief:

Mein liebes, kleines Mädel!

Endlich ist einmal ein bißchen Ruhe, so daß ich Dir schreiben kann. Wie lange haben wir uns nun schon nicht mehr gesehen! Es kommt mir wie eine Ewigkeit vor, und doch ist es kaum mehr als ein Monat. Ich bin älter geworden in dieser Zeit. Nein, Du darfst das nicht falsch verstehen, ich bin in diesen Tagen um vieles reifer und dadurch auch innerlich älter geworden, wie es sonst vielleicht Jahre nicht bewirkt hätten. Es hat sich so vieles in mir gewandelt und vieles gefestigt, was früher noch locker und ungewiß war. Diese Tage vor dem Feind haben manche Zwischenstufen des menschlichen Empfindens, die Wankelmütigkeit vieler Gefühle restlos beseitigt und eine neue Festigkeit hergestellt.

Heute weiß ich: Es gibt kein besseres Sieb für alle möglichen und unmöglichen Gefühle als einen richtigen Kampftag, wo einem das Eisen um den Kopf fliegt. Da lernt man Wahres vom Scheinbaren unterscheiden.

So oft habe ich irgendwo auf einem Feld gelegen, in einer Grube oder einem selbstgegrabenen Sandloch, stundenlang. Da denkt man nach, mehr als einem oft lieb ist. Und ich habe niemals an einen andern Menschen gedacht, nur an Dich. Einmal, es war an einem der ersten Tage, lag ich lange und lange im Sand. Gerade vor meinem Kopf war eine glatte Sandfläche, sie lockte geradezu zum Malen und Schreiben. Da riß ich ein Stück Holz ab und kratzte Deinen Namen in die Fläche ein. Heide! Ich malte ihn mit großer Sorgfalt, mit klaren eckigen Druckbuchstaben, wie sie die ABC-Schützen in der Volksschule lernen.

Heide! Und bei jedem Buchstaben, bei jedem Teil eines Buchstabens sah ich Dich vor mir, ganz so wie Du bist, mit

den blonden Haaren und den hellen Augen, die nur lachen zu können scheinen, da warst Du bei mir – in Polen!

Als ich das nächste Mal wieder irgendwo lag, da machte ich mir selbst die gerade Fläche zurecht und schrieb ihn wieder, Deinen Namen. Nicht mehr, kein Wort sonst. So wurde es mir zur lieben Gewohnheit, und so begleitest Du mich überallhin, sogar ins wildeste Kampfgetümmel. Überall bist Du bei mir, weil Dein Name mir überall vor Augen steht.

Und dann haben diese Kampftage mir noch etwas gegeben, das so wertvoll ist, daß man nur mit höchster Achtung davon schreiben kann: Kameraden. Wir alle haben früher viel gehört und gelesen von dieser Kameradschaft, aber wir konnten sie damals ohne das entscheidende Erlebnis nicht recht verstehen. Jetzt habe ich gesehen und gelernt, was es heißt, Kriegskamerad zu sein. Es ist das Gemeinschaftsgefühl aller Soldaten untereinander, mögen sie sich nun seit langem kennen oder sich ganz fremd sein, mögen sie den einfachen grauen Rock tragen oder die silbernen Offiziersschulterstücke. Sie treten für einander ein mit dem Höchsten, was ein Mann einsetzen kann: mit dem Leben. Da kann der Feind noch so heftig gegen uns anrennen, solange noch einer der Kameraden lebt, gibt es keine Furcht, gibt es kein Wanken, denn solange trägt man ja auch die Verantwortung für ihn und sein Leben.

Das ist das große Geheimnis der deutschen Soldatentradition, die durch Jahrhunderte sich nicht geändert hat und die ewig bestehen wird, ewig wie Deutschland.

Wann Du diesen Brief bekommst, weiß ich nicht, aber wenn Du ihn bekommst, dann denk an mich und daran, daß Du immer bei mir bist, bis wir uns wiedersehen, oder – wenn es so sein muß – bis zu meinem letzten Atemzug.

Auf Wiedersehen!

Dein Günther

Strandbad „Warthe“

Es wurde nichts aus der erwarteten großen Entscheidungsschlacht an der Warthe. Zwar waren sie die ganze Nacht und nun schon den halben Tag mit voller Kraft über Polens fürchterliche Straßen geschaukelt, zwar hatten sie sich die Beine fast abgefroren bei dem ewigen Stillsitzen auf den Wagen, aber der Vorsprung der Polen war doch zu groß gewesen. In der eisigen Kälte der polnischen Nächte empfanden es alle als etwas Angenehmes, wenn der Wagen wieder einmal im Sande festgefahren war und der Wagenführer den Befehl gab: „Alles absitzen und anfassen!” Da konnte man sich wenigstens ein bißchen Bewegung verschaffen, daß das Blut auch in die vor Kälte starr gewordenen Zehen drang. Sie stemmten sich mit den Schultern gegen die Wagenwände, bis das Heulen des Motors zahmer wurde und die Räder wieder faßten.

„Hau-ruck, und noch einmal hau-ruck!” Das alles geschah in tiefster Finsternis. Dann sprangen sie wieder auf die Wagen und fuhren mit doppeltem Tempo weiter, um den Anschluß nicht zu verlieren. Dabei gab es wieder Schlaglöcher, durch die alles so wild durcheinander purzelte, daß man überhaupt kaum mehr wußte, wo oben und wo unten war. Kaum hatten sie sich wieder einigermaßen aufgerappelt, als es schon wieder losging.

Und nun waren sie in einem Ort an der Warthe angelangt. In Gruppen aufgelöst standen sie an den Häusern des kleinen polnischen Städtchens, das anscheinend von allen Lebewesen verlassen war. Auch hier beherrschte die mächtige Kirche mit dem breiten russischen Zwiebelturm das ganze Bild. Alles war ruhig, kein Schuß deutete auf die Nähe des Feindes hin. Durch eine Gasse hindurch sahen sie Wasser in der Morgensonne schimmern – der Fluß!

Das also war der Fluß, nach dessen Ufern der deutsche Angriff seit dem ersten Tage an dieser Stelle drängte. Hier sollten sich die Polen gesammelt haben, hier, so erzählte das Gerücht, wollten sie den deutschen Vormarsch zum Stehen bringen. Nun waren die Deutschen aber schon ganz dicht an seinem Ufer, und noch immer rührte sich nichts; es herrschte überall eine Totenstille, die unheimlich wirkte.

Bewegung kam in die Reihen, sie gingen weiter vor. Noch eine Straße lang, dann lag der Fluß in seiner ganzen Größe vor ihnen. Träge rollte er dahin; kleine Sandbänke erhoben sich mitten darin. Er sah gar nicht kriegerisch aus. Auch hier war die Brücke gesprengt; sehr gründlich hatten die Polen diesmal ihr Werk der Vernichtung durchgeführt. Pioniere hatten bereits einen Notsteg aus den zersplitterten Balken hergestellt, darüber ging es nun einzeln, Mann für Mann, in endlosem Zug.

„Verdammt, wenn die nun doch irgendwo versteckt wären, könnten sie uns jetzt abknallen wie auf der Schießbude!" konnte sich einer nicht enthalten zu rufen.

„Ach wo, die sind längst getürmt! Es ist scheinbar nichts mit der großen Schlacht an der Warthe." Das klang beinahe etwas enttäuscht, und doch sollten sie noch an diesem Tage alle genügend Pulver vor die Nase bekommen, mancher mehr, als ihm lieb war.

„Sie können noch nicht weit sein, da liegen ja überall zurückgelassene Protzen, hier sogar ein schwerer Granatwerfer!"

„Ganz schöne Kanone, was? Ich möchte nicht so einen Brocken ins Kreuz bekommen!"

Auf dem anderen Ufer standen ein paar Häuser: „Sofort genau durchsuchen!"

Sie waren alle leer, wenigstens meldeten das die Suchkommandos, als sie aus den Häusern zurückkamen. Nur einer fehlte noch: „der Dicke". Unter einem anderen Na-

men kannte ihn keiner. Der konnte natürlich noch nicht da sein, denn der untersuchte ja alles viel gründlicher, weil es ihm in diesem Fall nicht nur um Heckenschützen oder versteckte Soldaten ging, sondern auch um einen Krug Milch oder ein paar Flaschen Honig, die er zu entdecken hoffte.

Auf einmal hörte man den Dicken mächtig fluchen, und wenig später erschien er auch schon auf der Bildfläche, und in seiner Hand baumelte mehr als er ging ein Bursche in polnischer Uniform, mit einem weinerlichen Gesicht, so daß man glauben konnte, der Teufel selbst wollte ihn zur Höllenfahrt aufladen.

„Nimm bloß deine Beine hoch, du Satansbraten," knurrte der Dicke ihn dabei von hinten an, „sonst zerquetsche ich dich zwischen den Fingern wie ein faules Ei!" Man konnte ihm diese Drohung wirklich glauben, wenn man sein Maß von 1,98 und sein Lebendgewicht von gut zwei Zentnern berücksichtigte.

„Hauptsturmführer, melde gehorsamst, dieses Geschöpf hier im Stroh vergraben auf dem Boden gefunden!" Die näheren Umstände – nämlich, daß er bei dieser Gelegenheit einen prachtvollen Korb voll Eier aufgestöbert hatte, der eigentlich zur Entdeckung des Gefangenen geführt hatte – verschwieg er geflissentlich. Das war ja auch schließlich eine rein persönliche Angelegenheit seines Magens und seiner Kameraden.

Die zerknüllten Papiere wurden ans Tageslicht befördert. Als der Dolmetsch übersetzte, gab es staunende Augen. Pilsudskis Garderegiment lag ihnen hier gegenüber. Die Blicke streiften ungläubig die zitternde Figur in der grünen Uniform –, das sollte Polens Garde sein?

„Wohin sind deine Kameraden?"

„Da, da," er zeigte auf eine Hügelkette halblinks, „aber Sumpf überall, bis hier", und dabei machte er eine Hand-

bewegung, als ob ihm das Wasser selbst schon bis zum Halse stünde.

Es stellte sich weiter heraus, daß er schon seit gestern hier versteckt lag und auf die Deutschen gewartet hatte. Anscheinend war ihm selbst das Durcheinander in den eigenen Reihen zu hoffnungslos erschienen, so daß er lieber in Gefangenschaft gehen wollte, als sich für irgendetwas totschießen zu lassen, das doch keinen Zweck hatte, wie er immer wieder versicherte. Er schilderte den Zustand der polnischen Truppen so, wie man es erwartet hatte. Sie hatten keine einheitliche Führung mehr; einzelne Teile waren versprengt, andere aufgerieben, es gab nichts zu essen außer dem, was sie sich selbst zusammenplündern und stehlen konnten. Es war ein trauriges Bild, das er da malte.

„Na, denn los, daß wir die stolze Garde endlich von Angesicht zu Angesicht kennenlernen!" Vorerst ging es quer durch die Felder auf die Anhöhe zu. Immer saftiger wurden die Wiesen, immer öfter quatschte es unter den Stiefeln, und dann auf einmal ging es nicht mehr weiter. Sumpf, überall Sumpf! Bis zu den Knien wateten sie durch das Wasser auf einem schmalen Übergang – es war wieder so eine gefährliche Lage wie auf der Brücke, doch es klappte auch diesmal wieder.

Kaum waren die letzten drüben, als es auch schon links seitwärts krachte. Artillerie! Die Polen hatten sich also doch hier eingebaut und wollten endlich Widerstand leisten. Noch war nichts zu sehen, denn der dichte Wald verdeckte alles.

Sie schwitzten so, daß ihnen das Wasser nur so von der Stirn tropfte: „Nun laufen wir schon den ganzen Vormittag auf der Höhe entlang, immer rechts rum und dann wieder links rum, überall kracht es im Gelände, und von den Polacken ist kein kleiner Finger zu sehen", rief Werner. Es war auch etwas Bedrückendes, immer im Wald herum-

zulaufen und nie weiter sehen zu können als die paar Meter bis zum nächsten Gebüsch.

„Da, guck mal da zwischen den Bäumen durch, siehst du dort die drei Häuser? Dort sitzen die Kerle, man kann ab und zu ganz deutlich die Abschüsse sehen. Sie müssen auch Geschütze dort haben!"

Ja, sie hatten bestimmt Geschütze dort, nur vermuteten sie den Angriff vorläufig noch von viel weiter links und feuerten dorthin, was das Zeug hielt. Ihre Stellung war taktisch einwandfrei gewählt und machte ihnen alle Ehre. Hinter der Anhöhe lag nämlich ein breiter Streifen unzugänglichen Sumpfes, und die wenigen Straßen, die darüber führten, hielten sie unter ständigem Feuer aus den Häusern, in denen sie sich gut verschanzt hatten.

Der linke Flügel der Deutschen lag schon im heftigen Gefecht, während der rechte strengsten Befehl hatte, nicht zu schießen; er schob sich immer weiter nach rechts hinaus, bis er die Flanke des Gegners fast umschlossen hatte.

„Eingraben und in Stellung gehen!" Fieberhaft setzten sich die Spaten in Bewegung, Loch an Loch entstand gut verteilt am Waldrand. Noch war die Arbeit in vollem Gange, da schien ein polnischer Beobachter doch etwas gemerkt zu haben, denn auf einmal zog es pfeifend und heulend durch den Wald, ein schneidendes, jammerndes Geräusch: Querschläger. Sie sind der Schrecken aller Infanteristen. Durch die Berührung eines Ästchens oder auch nur eines starken Grashalmes werden die Geschosse abgelenkt und geraten in eine Querbewegung. Wenn sie treffen, dann ist ihre Wirkung gleich der von Dum-Dum-Geschossen; Querschlägerwunden zählen darum zu den schlimmsten Verletzungen.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, wo auch am rechten Flügel der Feuerbefehl gegeben werden konnte. Es mußte eine furchtbare Wirkung bei den Polen gehabt haben, als

plötzlich in ihre rechte Flanke die schweren und leichten Maschinengewehre knatterten, als die deutschen Granatwerfer sich einschossen. Aber auch für die Jungen am Waldrand kamen nun schwere Stunden. Denn die Polen erkannten sofort, daß sie von dieser Seite am ehesten getroffen werden konnten, und richteten ihre Artillerie und ihr Gewehrfeuer nun hierher. In dem heftigen Feuer der Geschütze hatte jeder sein Loch rasch noch etwas tiefer gegraben, denn das heftige Krachen hörte nicht auf, auch als die Dunkelheit schon längst eingebrochen war. Bis zum Morgengrauen wehrten sich die Polen verzweifelt, dann aber waren sie mürbe durch das unablässige verheerende Knattern der Maschinengewehre von allen Seiten.

Als die Morgensonne die Nebel zerteilte, waren die Häuser gegenüber geräumt. Es war wieder keine entscheidende Schlacht gewesen. Oder war die Entscheidung doch schon an dem Tage gefallen, als die Polen zum erstenmal ins Laufen gekommen waren? An der Warthe jedenfalls war sie nicht gefallen.

Den selben Weg ging es zurück, den sie gestern gekommen waren. Wieder geisterte das Gerücht von einem Ruhetag durch die Reihen.

„Werner, glaubst du, daß wir heute mal zum Schlafen kommen?" Günther blickte den Kameraden erwartungsvoll an, als könnte der die erlösende Entscheidung fällen.

Doch schon fiel ihm Ekki ins Wort, legte den Finger an die Lippen und deutete auf Werner, der den Mund in seiner ganzen beachtlichen Größe aufgesperrt hatte und gähnte: „Pst! Stör ihn nicht! Siehst du nicht, wie er eben die Sonne besingen will! Schöön! Wie Caruso siehst du aus, wenn er seinen höchsten Ton der sterbenden Geliebten nachschmettert!"

Klapp, fiel der Mund zu, und Werner blickte den Sprecher mitleidig an. „Ein Glück, daß diese unmögliche Hitze

mich unempfindlich macht gegen jede Art von Erregung, sonst müßte ich noch in Versuchung kommen, über deine geradezu herzzerbrechenden Witze zu lächeln!"

Inzwischen war der Fluß sichtbar geworden und stand immer vor den Augen der schweißbedeckten, verstaubten Soldaten. „Wer doch jetzt so hineinspringen könnte in das Wasser!" Es mußte doch noch gute Feen geben, die armen Frontsoldaten einmal einen Wunsch gewähren. Jedenfalls war heute eine solche Fee am Werk. Ein paar riesige Körbe mit allerlei Obst standen zur Verfügung; auch die Feldküche hatte unter Verwendung eines geschlachteten Kalbes sich selbst übertroffen. Und schließlich kam der kaum glaubliche Befehl: „Sachen herunter und hinein ins Wasser!"

Wer eine Viertelstunde später den Warthestrand beobachtet hätte, der hätte sich an den Kopf greifen müssen. Waren denn diese nackten Gestalten, die da im Wasser herumtobten wie kleine Kinder, die selben Männer, die noch vor wenigen Stunden im schärfsten Feuer den Feind aus seinen Stellungen geworfen hatten? Es war kaum glaublich und doch war es so. Man lebt eben im Krieg nicht den Erinnerungen oder den Gedanken an die Zukunft. Man hat genug mit der Gegenwart zu tun, und jede Entspannung, jede Lockerung muß ganz ausgekostet werden. Solche Augenblicke der vollkommenen Ruhe sind sowieso selten genug.

Sie konnten alle nicht genug kriegen von dem kühlen Wasser, nach dem sie sich seit Tagen gesehnt hatten, wie man sich eben nur nach etwas Unerfüllbarem sehnen kann. Das Graue und Schwere, das der Krieg und der Kampf über die jungen Kerle gestellt hatte, wurde von den grünen Wellen der Warthe weggespült und ließ die Fröhlichkeit, die Frische der Jugend wieder durchbrechen. Mit ihnen kam die Freude am Sieg, der Stolz auf die Leistungen der Truppe, das Hochgefühl des Siegenden. Das Lachen öffnete so manchen Mund, der fest verschlossen geschienen hatte.

Die Entscheidungsschlacht an der Warthe blieb aus. Dafür aber hatte das Strandbad Warthe manchem jungen Kämpfer den Frohsinn und das glückliche Gefühl des Lebens wiedergegeben. Und das war viel wert, sehr viel!

Im Hexenkessel

„Ruhetag – Fehlanzeige", das könnte die Überschrift des Bildes sein, das sich in den frühen Nachtstunden in dem kleinen Ort an der Warthe entrollte. Kaum waren sie so richtig wohlig matt in das weiche, tiefe Stroh der Scheune gesunken, da ertönte schon wieder unerbittlich das Kommando: „Fertigmachen zum Abmarsch!"

Halb noch im Schlaf suchte jeder seine sieben Sachen zusammen. Die Augen wollten noch nicht recht aufbleiben, und kaum waren die Männer aufgesessen, da fielen sie schon wieder zu. Die ganze Nacht hindurch ging die Fahrt. Allmählich hatten sich die Soldaten daran gewöhnt, auch bei den tollsten Schaukelbewegungen des Wagens in eine Art Halbschlummer zu verfallen. Sie ließen den Kopf vornüber hängen, oder sie lehnten ihn an die Schulter des Nebenmanns, der den seinen wiederum an den nächsten und so weiter. Sie hatten sich so an das ständige Rütteln gewöhnt, daß sie auch bei besonders tiefen Schlaglöchern nicht völlig aufwachten, sondern im Dösen die verlorene Ausgangsstellung rein gefühlsmäßig wieder einnahmen. Erst die Strahlen der höher steigenden Sonne vermochten dann diesen Zustand der Erstarrtheit wieder zu lösen.

So waren auch heute viele Kilometer zurückgelegt worden. Tief drinnen standen sie schon in Feindesland; es war

ein Vormarsch, der seinesgleichen in der Geschichte suchte. Die Polen flohen Hals über Kopf. Alles, was ihnen irgendwie hinderlich erschien, wurde weggeworfen und blieb im Straßengraben liegen. Alles drängte nach den größeren Städten, denn hier hofften sie auf Verstärkung, auf Hilfe, und vor allem hofften sie alle, hier etwas Eßbares zu finden.

Bei der überstürzten Flucht konnten natürlich ihre Troß- und Bagagewagen nicht so schnell mit; sie wurden zurückgelassen und von den Deutschen abgefangen. Die Dörfer waren von den vor ihnen herziehenden Truppen schon längst ausgeplündert. Es blieb nur ein Ziel: die große Stadt, in diesem Falle Lodsch.

Die Straßen wurden besser, die Ortschaften häufiger, sie waren auch größtenteils von den Polen nicht verlassen, vielleicht bot ihnen der Zustand der eigenen, flüchtenden Truppen keine Hoffnung mehr, in die Heimat zurückzukehren, und so blieben sie lieber und hofften, die Deutschen würden schon nicht ganz so schlimm sein, wie man sie ihnen geschildert hatte. In den kleineren Städten, durch die der Wagenzug rollte, waren die Menschen schon überall auf den Straßen; die Spuren des Kampfes wurden nach Möglichkeit schnell beseitigt.

Immer wieder standen kleine Gruppen Deutscher an der Straße. Wehende Tücher und schnell zurechtgemachte Hakenkreuzfahnen in den Händen, so jubelten sie den Befreiern zu. Ein Gruß flog hinüber zu ihnen aus den Wagen, dann war das alles vorbeigehuscht, und weiter ging es hinein ins Polenland, Richtung Lodsch. Alle waren sie nun hellwach, als am Himmelsrand die Türme und Schornsteine einer Stadt auftauchten. Es mußte schon eine ganz hübsche Großstadt sein, und so mancher ließ besorgt sein Auge über die kleine Kolonne hinter sich schweifen.

Voraus nahten rechts und links der Straße die ersten

Häuser, es war aber noch nicht Lodsch selbst, sondern eine andere große Stadt, die knapp vor Lodsch liegt – Pabianice! Keiner kümmerte sich im Augenblick besonders um den Namen dieser Stadt, und doch prägte sich dieser Name später tief in ihre Hirne, denn so manchem wurde sie zur Grabesstätte.

Da ging es auch vorne schon los. Panzergeschütze und polnische Panzerabwehrkanonen deuteten darauf hin, daß vorn ein Panzerverband die Polen schon angegriffen hatte.

Herunter von den Wagen und ran an den Feind! Eine Stadt sollte genommen werden, das war etwas Neues! Es gibt nichts Aufreibenderes für einen Infanteristen als gerade den Kampf in der Straße, den Kampf um jedes Haus, um jedes Fenster.

Es wurde ein fürchterlicher Hexenkessel. „Panzer vorgehen!" Da rasselten sie heran, es waren nicht viele, aber sie gaben dem Infanteristen ein herrliches Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit.

„Zu beiden Seiten der Straße den Panzern nach!"

„Alle Häuser genau durchsuchen!" Schritt für Schritt ging es voran, wie bei Katzen auf dem Sprung waren alle Muskeln gespannt. Hinter jeder Hecke konnte ein Pole lauern, aus jedem Fenster konnten die Geschosse peitschen. Überall pfiff es durch die Gassen und klatschte mit hellem Schlag gegen die Hauswände.

Die Panzer rasselten die Straßen entlang, und ihre Geschütze und schweren Maschinengewehre sangen ein grausiges Lied. Einer von ihnen war schon ausgefallen und stand hilflos wie ein gestürzter Riese am Straßenrand.

Die polnischen Abwehrgeschütze arbeiteten sehr gut. An einer Straßenecke tauchten sie plötzlich knapp vor dem vordersten Panzer auf und richteten in fieberhafter Hast das Rohr ein. Es war ein atemberaubender Anblick. Keine vierzig Meter trennten die Feinde voneinander. Wer kam zu-

erst zum Schuß? In banger Erwartung preßten alle, die da zusehen mußten, die Fäuste zusammen und rissen die Gewehre an die Backe. Aber es ging alles viel zu schnell. Und noch schneller als die Polen dachte der Fahrer des Panzers.

Er überlegte in Bruchteilen von Sekunden, daß der Schütze oben erst den Turm herumdrehen mußte, ehe er den Beschuß aufnehmen konnte, und schon handelte er auch. Den Feind klar im Auge, gab er Vollgas. Der Motor heulte auf, und mit rasender Geschwindigkeit brauste das Stahlungestüm auf das Abwehrgeschütz zu. Das alles war ein Werk von Sekunden gewesen. Jeden Augenblick konnte das tödliche Geschoß aus dem Rohr vor ihm den Panzer erreichen. Sekunden zwischen Tod und Leben! Aber der Anblick des heranbrausenden Ungeheuers schien die polnische Mannschaft hinter dem Geschütz vollkommen verwirrt zu haben, sie wußten nicht recht, sollten sie noch schießen oder davonlaufen. Ihre Handgriffe waren überstürzt und hastig.

Da war es schon zu spät. Im nächsten Augenblick verdeckte das schwarze Ungetüm das Bild der verzweifelten Mannschaft, dann tönte ein Bersten und Krachen auf, Scheiben klirrten, Ziegel brachen, der Panzer stand still. Er war Sieger geblieben. Mit Mann und Maus war der Feind buchstäblich überrannt und in die Hauswand hineingedrückt worden.

Ekki war aufgesprungen. Noch hatte er das Gewehr im Anschlag. Gebannt schaute er auf das grausige Schauspiel. Dabei vergaß er ganz, daß auch er doch in jedem Augenblick zwischen Leben und Tod stand. Plötzlich bekam er von Werners Gewehrkolben einen Schlag in den Rücken, daß er der Länge nach in den Graben fiel.

„Bleib liegen, verflucht noch einmal, willst du den Kerlen noch eine Schießscheibe mehr liefern? Da rechts in dem weißen Haus stecken sie, da oben, siehst du das Giebelfenster?" Werner brüllte es ihm über die Straße weg zu.

Und wie als Bestätigung pfiff es von dort oben herüber und schlug auf der Straße ein, daß die Steine nur so aufspritzten.

„Liegen bleiben und genau beobachten, daß wir nicht noch von einer anderen Seite Feuer bekommen, ich hole das MG. hierher!"

„MG. zwote Gruppe hierher!" Schon hörte man das Klappern der Munitionskästen, sie kamen heran, keuchend ging ihr Atem unter der schweren Last, aber immer wieder sprangen sie auf und liefen weiter ein Stück bis zur nächsten Deckung.

„Wo denn?" Der Schütze eins lag schon ganz vorne im Straßengraben. Mit dem Fernglas beobachtete er genau das weiße Haus und rief: „Die schießen nicht nur aus dem Giebel; auch unten im Erdgeschoß stecken welche!"

Schnell hatte er das Visier gestellt, vorsichtig schob er das Zweibein über die Deckung, und im nächsten Augenblick prasselte der erste Feuerstoß auf das Giebelfenster los. An dem abspringenden Putz konnte man die Einschläge gut beobachten. Die Schüsse lagen gut. Da mußte er aber auch schon volle Deckung nehmen, denn es pfiff dicht über seinen Kopf dahin. Die Polen da drinnen mußten sich gut verschanzt haben.

„So kriegen wir sie nicht heraus. Los, ihr haltet die Bande unter Feuer und wir versuchen, rauszukommen und ihnen ein Ei ins Nest zu legen. Handgranaten her!" Werner schob sich zwei Granaten in die weiten Stiefelschäfte.

Dann warteten sie ab, bis das MG. in ununterbrochener Folge das gegenüberliegende Haus befeuerte, so daß die Polen ihre Köpfe wegnehmen mußten.

„Los, und drüben eng an die Hauswand legen, da sind wir im toten Winkel und können nicht beschossen werden!" Mit einem mächtigen Satz sprangen sie auf und liefen über die Straße, was die Beine hergeben wollten. Mit keuchen-

den Lungen preßten sie sich eng an die Mauer. Alle drei waren sie da, es war noch einmal gut gegangen.

Vorsichtig wie die Füchse schlichen sie nun um das Eckhaus herum. So kamen sie in die Seite des gefährlichen Hauses. Immer noch klatschten die Garben des eignen Maschinengewehres gegen die Wände. Jetzt waren sie in doppelter Gefahr, denn sie mußten sich vorsehen, um nicht ins eigene Feuer zu geraten.

Über die Straße sahen sie ein Fenster des weißen Hauses, in dem die Polen saßen. Jetzt war der große Augenblick gekommen. Zwei Handgranaten wurden zusammengebunden. Werner nahm beide Abreißschnüre in eine Hand. „So, und nun macht eure Sache gut!" knurrte er dabei liebevoll. Einen Augenblick noch wartete er, dann sprang er um die Ecke. Ein, zwei Schritte nach vorn auf das Fenster zu, die Hand riß die Leinen ab, und in scharfem Bogen flogen die Granaten durch das splitternde Fenster ins Haus.

Im selben Augenblick, als Werner wieder um die Ecke bog und sich an die Hauswand preßte, ging es drüben los: „Wum ..." Das waren die Handgranaten! Ein dumpfer Schlag krachte es drüben los, endlich folgte ein Knattern, aber dann war es nicht ruhig, weiter ging es, Schlag auf Schlag krachte es drüben los, bis ein Knattern erklang, wie wenn tausend Schieferdächer in Flammen aufgingen.

Gespannt horchten die drei an der Hauswand hinüber. Sie blickten einander erstaunt an: „Hörst du das?"

„Da haben wir ja einen feinen Fang gemacht", grinste Werner, und seine Augen leuchteten aus dem kohlschwarzen Gesicht. „Die haben da drinnen ganze Mengen von Munition und Handgranaten aufgestapelt gehabt, irgend etwas hat bei der Explosion Feuer gefangen, und nun geht der ganze Laden in die Luft!"

Schwarze Rauchwolken drangen jetzt aus den Fenstern, Flammen schlugen nach, und bald war das ganze Haus von

einem undurchdringlichen Qualm eingehüllt. Er biß in den Augen und brachte die Schleimhäute in Nase und Mund zum Brennen.

„Los, wir müssen zurück, das ist ja nicht auszuhalten! In die alte Stellung!" Schrittweise gingen sie zurück. Die Augen tränten ihnen so, daß sie kaum mehr etwas sehen konnten. Gerade als sie wieder über die Straße laufen wollten, ließ der Teufel selbst alle seine bösen Geister los. Von allen Seiten fing es auf einmal zu pfeifen und zu knallen an; Querschläger und MG.-Garben fegten die Straßen entlang, überall gellten die Einschläge auf.

Im Graben warfen sich die drei hin und schmiegten sich so dicht an die Erde, als wollten sie eins werden mit ihr. Ein schmutzig-gelber Schlamm füllte die Sohle des Grabens, er floß oben zu den Stiefelschäften herein, sie merkten es nicht. Mitten auf der Straße lag ein Kamerad. War denn der verrückt geworden, er sollte doch herunterspringen, da oben konnten sie ihn doch abknallen, wie sie wollten. Aber der rührte sich auch in dem wüstesten Knattern der Maschinengewehre nicht, gleichgültig lag er da, das Gewehr in der Hand, den Kopf auf dem vorgehaltenen Arm. Er zuckte auch nicht zusammen, als dicht neben ihm eine neue Garbe in die Straße schlug. Er war tot!

Immer wilder wurde die Schießerei, die Polen wollten es anscheinend durch die Masse schaffen; unheimliche Mengen von Munition schossen sie auf die gefährdete Straße. Von mehreren Seiten erscholl gleichzeitig der Ruf: „Sanitäter nach vorn!"

„Mahlzeit! Da sind wir ja in einen schönen Hexenkessel geraten", stieß Günther hervor. Dumpf klangen die Worte unter dem Stahlhelm hervor. „Die haben uns vorbeistoßen lassen und befunken uns jetzt von der Seite her. Du, was haben wir für Dusel gehabt, daß wir so heil über die Straße gekommen sind!"

„Wenn wir nur schon wieder zurück über die Straße wären!"

Aber Ekki war nicht so erschüttert von der Heftigkeit des polnischen Feuers, er war auch der einzige, der es sich nicht versagen konnte, immer wieder den Kopf neugierig über die Deckung zu stecken. „Wenn man euch bloß sehen könnte, ihr feigen Gesellen! Kommt doch heraus, dann will ich euch einmal zeigen, wie ein deutscher Rottenführer schießen gelernt hat!"

Da spritzte der Stein erneut Funken, aber nur widerwillig nahm Ekki seinen Kopf wieder herunter: „Wenn man wenigstens nur wüßte, wo sie sind und was sie vorhaben."

„Jetzt kannst du gar nichts machen," versuchte Günther ihn zu beruhigen, „sie werden schon wieder aufhören, und schließlich werden unsere Granatwerfer und die Infanteriegeschütze auch nicht untätig zusehen. Ich habe nur eine Sorge, nämlich, daß wir hier abgeschnitten werden."

Tatsächlich ebbte das Feuer allmählich ab, der scharfe, harte Klang der deutschen Maschinengewehre beherrschte das Hexenkonzert. Aus einer Haustür sprang ein polnischer Zivilist, ein älterer Mann, und warf sich verzweifelt in den Graben. „Was sollen wir denn mit dem machen?"

„Ach, laß ihn in Ruhe, der hat ja solche Angst, daß er nicht weiß, wo ihm sein eigener Kopf steht. Wir wollen versuchen, jetzt über die Straße zu kommen!" Vorsichtig schob Werner sein Gewehr über die Deckung, jetzt auch den Kopf, patsch, im selben Augenblick fuhr ein feindliches Geschoß knapp über seinem Helm in die Mauer.

Schon war er wieder unten im Schlamm. „Da hat uns einer aufs Korn genommen! Wartet jetzt mit dem Gewehr im Anschlag! Wir wollen ihn mal ein bißchen reizen!" Mit diesen Worten hatte er schon den Stahlhelm abgeschnallt und auf die Spitze des Seitengewehres gesetzt. Langsam schob er ihn über die Deckung empor. Gespannt hingen die

Blicke aller an diesem Täuschbild. Aber der Gegner fiel nicht darauf herein. Patsch, schon wieder schlug es dicht darüber in die Hauswand und kurz darauf noch einmal. Es war eine verteufelte Lage.

Im selben Augenblick ging auch schon wieder der Hexenkessel los wie zuvor. Die Polen hatten anscheinend nur eine Feuerpause eingelegt, nun feuerten sie wieder sehr heftig. Dem Polen da vorne im Graben wurde das zu viel, er wollte über die Straße, zu den Deutschen. Kaum aber hatte er sich aufgerappelt, als er sich auch schon mit einem Schmerzenslaut an den Oberschenkel faßte und in den Graben zurücksank. Nun lag er da und wimmerte, daß einem das Herz hätte wehtun können, wenn man nicht immer hätte denken müssen, daß man selber ja im nächsten Augenblick schon ebenso daliegen konnte.

„Das ist ein ganz blödsinniges Gefühl, wenn man genau weiß, daß da drüben irgendwo so ein polnischer Knabe sitzt und haarscharf auf den Fleck zielt, wo du gerade den Kopf herausstecken willst. Den Finger hat er am Abzug und wartet geduldig und mit einer beispiellosen Hartnäckigkeit, bis du ihm doch endlich vors Visier läufst ..."

„Na ja, dann müssen wir eben schlauer sein! Wir kriechen jetzt ein Stück im Graben nach rechts und springen dann blitzschnell über die Straße, an einer Stelle, wo er uns nicht vermuten kann!"

„Also los, damit wir endlich wieder den Anschluß an die Kompanie finden! Wer nichts wagt, gewinnt nichts!"

„Kinder, das sage ich euch, wenn wir aus diesem Hexenkessel mit heiler Haut herauskommen und auch das Übrige so leidlich überdauern, natürlich vorausgesetzt, daß wir unser schönes Berlin wohlbehalten und unversehrt wiedersehen, dann feiern wir drei Tage und drei Nächte lang, bis wir nicht mehr wissen, wo oben und unten ist!"

„Paß auf, wir nehmen dich beim Wort!"

Und sie kamen heil heraus

Als der Abend hereinbrach, war auch der letzte Pole geflüchtet oder kampfunfähig. In letzter Minute war doch noch die Artillerie eingetroffen und hatte den Widerstandswillen der Polen gebrochen. Einige Maschinengewehre waren dann nach links zurückgetrieben worden, hatten sich noch einmal zu einem letzten Widerstand auf einer Höhe gesammelt, und waren dann endgültig in die Flucht geschlagen worden. Wieder einmal, wie so oft, war die Dunkelheit und dazu die Undurchdringlichkeit der Wälder die beste Rückendeckung der Fliehenden.

Auf der Flucht zündeten sie in sinnloser Zerstörungswut alles an, was ihnen in den Weg kam. Erst später sahen die nachrückenden deutschen Gruppen den wahren Grund dieser Brandlust.

Als sie um die brennenden Häuser und Scheunen strichen und alles nach etwa zurückgebliebenen Polen untersuchten, öffneten sich plötzlich mitten auf den Feldern sorgfältig verdeckte Löcher, und Menschen kamen heraus, Männer, Frauen und Kinder. Tränen standen ihnen in den Augen, und auf den Gesichtern malte sich noch die Furcht und das Grauen der letzten Stunden. Als sie die Soldaten genauer sehen konnten, als sie einige Worte von ihnen auffingen, da leuchteten die Augen unter den Tränen durch, da brach ein tiefes Schluchzen hervor, und mit ausgestreckten Armen kamen sie herbeigelaufen.

„Deutsche Soldaten! Deutsche, junge Brüder! Endlich seid ihr da! Endlich!" Immer wieder stießen sie es fassungslos vor Freude hervor. Ein altes Mütterlein, das vom Sohn gestützt wurde, griff mit runzeligen, abgearbeiteten Händen nach der Hand eines kaum zwanzigjährigen Jungen unter dem grauen Stahlhelm. Ehe er es verhindern konnte,

hatte sie diese Hand an ihre Lippen gedrückt, und die Tränen der Freude und der Rührung rannen über diese junge Hand, die noch schmutzig war vom Kampf. Und so verlegen er auch war, er konnte ihr diese Hand nicht entziehen, er brachte es einfach nicht übers Herz. So stand er nur ganz still, als könnte jede Bewegung ein Stich in die heilige Freude der alten Frau sein. Immer wieder preßte sie diese Hand und immer wieder sagte sie: „Daß ich das noch erleben durfte, lieber Gott, ich weiß nicht, wie ich es dir danken soll." Sie schaute dem jungen Burschen, der es nicht hindern konnte, daß auch ihm die Augen ganz feucht glänzten, aus tränenüberströmtem Gesicht mitten in die Augen hinein, und ihre Stimme wurde ganz weich: „So alt war auch mein Jüngster, den sie totgeschlagen haben, die Polen. Genau so stark und groß war er und so voller Pläne. Aber dann haben sie ihn weggeholt und totgeschlagen, weil er ihnen immer wieder gesagt hat, daß er ein Deutscher ist und immer bleiben will. Da haben sie ihn gequält, wie sie nur konnten, und da hat er es nicht mehr ausgehalten und wollte über die Grenze nach Deutschland." Tränen erstickten ihre Stimme, und es dauerte eine ganze Weile, ehe sie wieder sprechen konnte.

„Lange habe ich vergebens auf eine Nachricht von meinem Jungen gewartet, bis ich eines Tages einen Brief in polnischer Sprache erhielt, daß sie ihn ‚wegen Widersetzlichkeit' erschossen haben. Er hat immer an Deutschland geglaubt, wenn wir Alten schon manchmal ganz verzweifelt waren."

Der junge Soldat vor ihr wußte nicht, was er sagen sollte. Es erschien ihm jedes Trostwort so fehl am Platz angesichts dieses überwältigenden Gefühls der alten Mutter. So legte er ihr nur die ein wenig zitternde Hand auf den grauen Scheitel und sagte mit brüchiger Stimme: „Nun sind wir ja da! Jetzt wird schon alles wieder gut werden!"

„Ja, nun seid ihr da," und von neuem krampften sich

die knochigen Finger um seine Hand, „aber jetzt dürft ihr auch nie wieder fortgehen, das würde ich nicht überleben!"

Da lachte er ihr befreit ins Gesicht. „Nein, wir gehen nicht mehr fort! Wo die Soldaten des Führers stehen, da ist deutscher Boden, da gibt es keine Feinde und kein Unrecht mehr. Und da gehen wir auch nicht mehr weg, und wenn der Teufel selbst seine Spießgesellen in den Kampf schickte."

Inzwischen waren auch die anderen aus den Löchern herausgekrochen, in denen sie auch ihre Habseligkeiten vor der plündernden Gier der polnischen Horden verborgen hatten. Eine junge Frau schleppte in jeder Hand eine Kanne mit Milch, und hinter ihr kamen drei, vier Kinder, alle Hände voll mit Äpfeln, Birnen, Brot und Käse. Alles, was sie irgendwie entbehren konnten, brachten sie herbei. Die Augen blitzten, es waren Deutsche, richtige Deutsche, wenn auch ihre Sprache hart klang und man sie oft kaum verstehen konnte. Sie hatten viel mitgemacht in den letzten Wochen, aber nun war alles Leid vergessen vor der überwältigenden Gegenwart, da ihre geheimsten Wünsche so plötzlich in Erfüllung gegangen waren. Und in ihrer Freude vergaßen sie ganz, daß so manchem sein Heim, sein Hof, auf dem er sein Leben lang gearbeitet und gewirtschaftet hatte, in Schutt und Asche gelegt war, daß er nun wieder ganz von vorn anfangen mußte. Sie stammelten alles mögliche durcheinander, jeder wollte erzählen und wollte hören, wie es denn in Deutschland wirklich aussehe. Sie hatten es ja nie recht geglaubt, was ihnen die Polen über Deutschland in die Ohren gespieen hatten.

Mitten in den rauchenden Trümmern eines großen Hofes stand ein Mann mittleren Alters; seine Hände mühten sich ab, um das blutende Gelenk am Vorderbein eines braunen Pferdes einen Verband zu legen. Er blickte auf, als er einen deutschen Soldaten neben sich stehen sah. Dann ging

er auf ihn zu und drückte ihm stumm mit festem Druck die Hand. Dann begann er, unaufgefordert aus seinem Innersten heraus zu erzählen: „Ich habe gewußt, daß ihr uns nicht vergessen habt, drüben jenseits der Grenze. Und seit das neue, junge Deutschland seinen Weg unbeirrbar nach oben ging, da war mir ganz klar, daß auch wir diesen herrlichen Tag erleben würden. Daß die Polen von so bodenloser Gemeinheit sein würden, das hatte ich schon befürchtet, das hatte ich erwartet, obwohl ich immer noch hoffte, daß sie sich im entscheidenden Augenblick eines Besseren besinnen würden. Aber es war noch schlimmer, als wir, die wir doch die Polen kannten, es uns ausgemalt hatten. Alles, was du hier siehst, Kamerad, sind deutsche Siedlungen, deutsche Häuser, deutsche Menschen und deutscher Boden, auf dem sie seit Generationen arbeiten. Ihre Namen konnten die Polen nicht auslöschen, wenn sie es auch brennend gerne getan hätten. Sie zeugen noch immer von der deutschen Art. Reineck, Gerber, Füllhof, alte deutsche Sippen, die ihre Art und ihr Deutschtum nie verleugnet und immer hochgehalten haben."

Er deutete mit einer umfassenden Handbewegung über das Trümmerfeld ringsumher: „Das war mein Hof, unser Hof. Hier bin ich geboren, hier habe ich gekämpft um jeden Fußbreit Acker, und in diesem Kampf bin ich groß und hart geworden.

Es wurde immer schlimmer, je stärker Deutschland wurde, und je mehr wir alle unserer Freude über den Wiederaufstieg Deutschlands Ausdruck verliehen. Sie haben mit allen Mitteln versucht, uns klein zu kriegen. Sie nahmen uns das Rundfunkgerät weg, sie überschwemmten uns mit Flugblättern und Zeitungen aller Art. Deutschland, so hieß es immer wieder, stehe kurz vor dem Zusammenbruch, überall seien Revolutionen ausgebrochen und was des gehässigen Blödsinns mehr war. Aber sie hatten kein Glück damit bei uns, denn irgendeiner hatte doch noch irgendwo

einen versteckten Kristallempfänger, und das wahre Wesen Deutschlands sprach zu uns durch den Kopfhörer.

Dann kam der Krieg mit allen seinen Schrecken. Vom ersten Tage an gab es nur polnische Siege. Immer wieder berichteten Sonderblätter von neuen, ungeheuren Erfolgen der polnischen und später der englischen und französischen Soldaten. Berlin war nach diesen Nachrichten schon am ersten Kriegstage angegriffen und fast ganz zerstört worden, die deutschen Truppen waren zersprengt und umzingelt, die deutsche Luftwaffe war fast aufgerieben. Immer wilder wurden diese Gerüchte, je schlimmer die Lage in Polen wurde. Wir glaubten kein Wort von alledem und doch konnten wir das Angstgefühl nicht ganz aus der Brust verbannen, bis plötzlich Flugzeuge in ganzen Schwärmen über unserer Stadt auftauchten und in Richtung Warschau weiterzogen, große, graue Maschinen in mustergültiger Ordnung. Es seien Engländer, die zur Hilfe herbeieilten, wurde uns vorgeredet, aber wir lachten nur dazu, denn viel zu gut hatten wir das deutsche Hoheitszeichen gesehen. Wir schickten den deutschen Flugzeugen die heißesten Segenswünsche mit auf den Weg und ballten die Fäuste bei den immer neuen Lügenmärchen der Polen.

Eines Tages waren die polnischen Truppen da, und sie sahen so ganz anders aus, als man sie uns immer geschildert hatte, zerlumpt, verdreckt und ausgehungert. Sie fielen über die Höfe her und nahmen sich, was ihnen eben gefiel. Mit großen Worten schilderten sie ihre Heldentaten, aber von dem Marsch auf Berlin sprach keiner mehr ein Wort. Auch von ihrem Kampfeswillen war nicht mehr viel zu merken, geschweige denn von Ordnung und Manneszucht; sie waren ja aus allen möglichen Truppenteilen zusammengewürfelt und hatten keine einheitliche Führung. Meist handelte jeder Offizier auf eigene Faust und nahm sich so viel Leute, als da waren und mitmachen wollten. In

aller Eile richteten sie sich hier zur Verteidigung ein. Das verriet uns, daß die deutschen Truppen im Anmarsch sein mußten, und unsere Herzen schlugen höher bei dem Gedanken an die vielleicht schon ganz nahe winkende Freiheit.

Daß diese Truppenteile imstande sein könnten, die deutsche Wehrmacht aufzuhalten, daran dachten wir keinen Augenblick, umsomehr als wir doch deutlich sahen, in welchem Zustand das polnische Heer sich befand. Das gab uns die Kraft, auch noch die letzten Greueltaten des polnischen Gesindels ruhig und gefaßt zu ertragen. Die Freiheit war ja nicht mehr weit.

Immer aufgeregter wurden die Polen von Stunde zu Stunde, immer neue Flüchtlingsströme kamen die Straße nach Lodsch entlang, in wirren Haufen, vollkommen außer Rand und Band. Nur mit der Waffe in der Hand konnten die Offiziere, die in meinem Hof Quartier bezogen hatten, einige hundert Mann dazu bewegen, in der guten Stellung hier auf der Höhe auszuharren. Sie glaubten damals noch an die erhoffte Verstärkung aus Lodsch. Als sie merkten, daß wir alle Deutsche waren und den deutschen Soldaten nicht mit Furcht und Schrecken, sondern voll Freude und Zuversicht entgegensahen, quälten sie uns so, daß ich mehr als einmal in Versuchung kam, mich an ihnen zu vergreifen.

Doch ich hätte ja niemandem damit genützt, hätte unsere Lage nur noch verschlechtert. Es wurde so schlimm, daß ich mit meiner jungen Frau in die Wälder flüchten mußte, wo ich mich mehrere Tage versteckt hielt. Wir hatten kaum zu essen, und der Zustand meiner herzkranken Frau verschlechterte sich zusehends. In einer Nacht schleppte ich die kaum noch atmende Frau zu einem bekannten deutschen Arzt in Pabianice. In der selben Nacht starb sie mir jedoch trotz aller Bemühungen des Arztes."

Er machte eine lange Pause, und seine Arme sanken her-

ab in tiefem Schmerz. Aber dann straffte sich seine Gestalt wieder, und er blickte über die weite Ebene hin und sagte: „Von hier oben aus sah ich euch dann kommen, sah mit beklommenem Herzen euren Angriff auf die große Stadt da unten, in der vielleicht zehnmal so viele Polen steckten wie die Zahl, mit der ihr angegriffen habt. Ich konnte euch nicht helfen, sondern nur den Sieg wünschen.

Die Offiziere aus der Stellung neben meinem Hof feuerten mit ihren beiden Maschinengewehren in eure Flanke, sie hatten die Stellung gut gewählt und gut ausgebaut. Sie hielten sich auch tapfer, das muß man ihnen lassen. Dann aber stahl sich ein Mann nach dem andern aus der Stellung davon und verschwand in den Wäldern. Die beiden Offiziere aber feuerten bis zum letzten Augenblick. Als ihr jedoch dann gegen die Höhe vorkamt, als deutsche Infanterie sich durch die Maschinengewehre nicht aus der Ruhe bringen ließ und planmäßig, wie auf dem Exerzierplatz, näher und immer näher rückte, da mußten auch die Letzten ihre Stellung räumen. In ihrer sinnlosen Wut gegen alles Deutsche und angesichts ihrer Hilflosigkeit dem deutschen Angriff gegenüber zündeten sie alles an, was nur brennen konnte, ehe sie in den Wäldern verschwanden. Das ist ihr Werk!"

Wieder schwieg er lange, und seine Hand streichelte dem verwundeten Pferd über den Rücken.

„Unser Vieh haben sie schon längst weggetrieben. Hier die Liese ist das einzige, was mir geblieben ist. Sie muß sich losgerissen haben; ich fand sie mit der stark blutenden Wunde im Wald. Aber das muß man alles verwinden können in so einem großen Augenblick. Die Freiheit wird einem nicht geschenkt, sie kostet immer Opfer. Wenn ich daran denke, wie viele junge deutsche Männer ihr Leben und Blut im Polenland lassen für diese Freiheit, dann erscheint alles, was wir hier durchgemacht haben, viel leichter. Ich bin noch jung und stark, ich werde das alles wie-

der aufbauen, was sie mir zerstört haben. Und ich kann ruhig bauen, denn ich baue ja in der Freiheit!"

Auf dieses glühende Bekenntnis gab es keine Antwort, jedes Wort wäre nichtssagend erschienen. Sie drückten einander nur stumm die Hand, ehe es wieder weiterging.

Afrika? Nein – Polen!

Pabianice war genommen, der Feind hatte sich auf Lodsch zurückgezogen. Diese Stadt von mehr als einer halben Million Einwohner sollte umzingelt und zur Übergabe gezwungen werden. Sie fuhren zunächst durch die Vororte von Pabianice, in denen gestern die Hexen ihr Fest gefeiert hatten, und sahen die Trümmer der Häuser, in denen sich die Polen so hartnäckig verteidigt hatten. Die Stadt war eben erst von ihnen geräumt worden; überall standen die Menschen auf den Straßen und blickten mit ängstlichen oder auch haßerfüllten Gesichtern den einfahrenden deutschen Truppen entgegen.

War es denn möglich, daß dies eine Stadt von 60 000 Einwohnern war? Die Straße war zwar gepflastert, aber die kleinste Stadt in Deutschland würde sich eines solchen Pflasters wegen zu Tode schämen. Zu beiden Seiten der Straße zogen sich die Häuser hin, ach, Häuser, das war nicht der richtige Ausdruck für die Hütten, die das Stadtbild beherrschten. Ebenerdig waren diese Katen, meist nur aus Brettern zusammengenagelt, mit Strohdächern versehen. Dazwischen stand dann und wann auch ein einstöckiges Steinhaus, das irgend einem Arzt, Kaufmann oder Rechts-

anwalt gehören mochte. Die Namen allein verrieten schon, welcher Rasse diese „Intelligenzler" angehörten.

Da stand ein Schild an einem Pfahl: Dr. Chajm Wajnstein. Es sprach deutlich genug! Hier wieder ein größeres Gebäude: „Notar J. Mondkrajc". Sie mochten ihre Namen noch so polnisch schreiben, die Träger blieben doch unverändert. Auch wenn sich der Besitzer einer schmierigen Schnapsbrennerei „Jakub Gligseligowsky" nannte, so leuchtete doch auch bei ihm der Jakob Glückselig noch sichtbar durch, und er hätte das in noch viel stärkerem Maße getan, wenn man das zweifelhafte Vergnügen gehabt hätte, die Person des Namensträgers selbst kennenzulernen.

Und die Läden! Schaufenster oder einen ähnlichen Luxus schien man hier nicht zu kennen, alles starrte vor Schmutz. Aber die Menschen paßten sich der Umwelt, die sie sich selbst geschaffen hatten, völlig an. Sahen so die Bewohner einer 60 000er Stadt aus? Barfuß liefen sie auf den Straßen herum, in Fetzen gehüllt, deren Grundfarbe fast nicht mehr zu erkennen war. War denn das noch Europa? Männer sah man, denen der Begriff „Hemd" unbekannt zu sein schien, ganz zu schweigen von Seife und ähnlichen „unnützen" Dingen, die irgendwie mit der Angelegenheit „Waschen" zusammenhingen.

Im Stadtinnern wurde es dann doch etwas besser. Hier hatten die Polen auf ihrer Flucht alles mitgenommen, was nicht niet- und nagelfest war. Auf allen größeren Plätzen waren tiefe Gräben ausgehoben, die den Vormarsch der Deutschen aufhalten sollten.

Mädchen kamen die Straße entlang, in bunte Fetzen gehüllt, Hände und Gesicht von einer dicken Schmutzschicht bedeckt. Die ungewaschenen Füße steckten in Schuhen, die zwar keine ganze Sohle mehr hatten, dafür aber um so höhere Stöckel unter den Hacken. Die Hände waren geschmückt mit einer Unzahl von Ringen aller Art, in denen

die buntesten Glassteine prangten. Stolz blickten sie auf ihre Fingernägel, die mit grellrotem Lack bemalt waren, von dem sich der schwarze Rand unter den Nägeln deutlich abhob. In den braunen, schmutzigen Gesichtern standen die karminrot geschminkten Lippen wie zwei groteske Farbflecke, und die Augenbrauen waren so schwarz und so weit nach hinten geschwungen, daß sie fast bis an die Ohren reichten. Als Krönung des Ganzen aber thronten auf dem wirren Gesträhn der schwarzen Haare übermoderne Hüte, die wie ein Zerrbild eines verrückten Malers anmuteten, verbogenen Zuckertüten gleich, die man mit Schleiern und Federn versehen hatte.

Stolz schritten sie an den Wagen vorüber; sie waren sich offenbar ihrer Würde und noch mehr ihrer großartigen Wirkung voll bewußt und würdigten den ganzen Zug nur eines einzigen, langen Blickes.

Solche und ähnliche Prachtstücke, auch männlichen Geschlechts, begegneten den durchfahrenden Truppen auf Schritt und Tritt. Das machte Spaß; schade war dabei nur, daß die tollen Gestalten keines der derben Scherzworte verstehen konnten, die ihnen nachflogen.

Lodsch wurde umzingelt. Die Truppe sollte anmarschierende polnische Heeresverbände währenddes auffangen und seitlich Lodsch ablenken, damit die Umzingelung nicht gestört wurde. Lodsch wurde also seitlich umfahren.

Die Straßen waren voll von Flüchtlingen aller Art. Auf Wagen kamen sie aus dem Kampfgebiet gefahren. Ihre ganze Habe hatten sie zwischen den Brettern verstaut, so daß die armen, dürren Pferde kaum vorwärtskamen. Hinterher führten sie die Kühe und Pferde, nebenher liefen die Frauen und Kinder, und auf dem Wagen saßen die Jüngsten, die noch nicht, und die Ältesten, die nicht mehr laufen konnten. Sie boten ein trauriges Bild des Krieges, diese heimatlosen, vertriebenen Menschen, die nicht einmal wußten,

wofür sie das alles erlitten, wofür sie ihr Leben opfern sollten. Eine unbändige Wut auf diejenigen, die diesen Krieg gewollt und entfacht hatten, erfüllte die Brust jedes deutschen Soldaten. Laßt uns nur erst hier fertig sein, sagten die Augen, dann wollen wir mit den eigentlichen Drahtziehern ein ernstes Wort reden, dann wollen wir sie zum Kampf stellen, nicht ihre dummen Handlanger, die immer wieder gern und willig ihr Blut opfern für sie. Dann soll England den Krieg, in den es schon so viele Völker gehetzt hat, am eigenen Leibe verspüren ...

In dichten Scharen kamen immer wieder neue Flüchtlingsscharen. Staubwolken wirbelten vor ihnen und hinter ihnen auf. Die Blicke, die sie zu den deutschen Soldaten hinüberwarfen, waren nicht haßerfüllt, sondern mehr von einer ergebenen Neugier, die das tiefe Leid kennzeichnete und gleichzeitig auch eine gewisse Befriedigung darüber verriet, daß sie nun hinter den kämpfenden Truppen in Sicherheit waren. Wie alles weiter würde, das berührte sie kaum, sie wollten nur Ruhe und Frieden und ein Dach, wo sie bleiben konnten. Müde, abgehärmte Züge zeigten die Gesichter. Viele hatten sicher seit Tagen nichts Warmes mehr zu essen bekommen.

Dazwischen aber schlichen immer wieder welche in schwarzem Kaftan vorbei, das Käppchen schief auf dem gekräuselten Haar. Schwarz und schmierig stand der Krausbart vom Kinn ab, und die Augen flogen mißtrauisch über der krummen Nase hin und her. Sie trugen selten etwas, sie führten auch keinen Hausrat und keine Kinder mit sich. Schlau wie immer, hatten sie rechtzeitig alles zu Geld gemacht. Das war das einzige, was ihnen zum Mitnehmen wertvoll genug erschien. Mit Geld fühlten sie sich sicher auch im tiefsten Krieg, mit Geld hofften sie überall Unterschlupf zu finden. Lieber wohl trennten sie sich von allem anderen, von Weib und Kind, als von der gefüllten Brieftasche. Sie

waren es ja seit jeher nicht anders gewöhnt, als daß sie mit ihrem Geld, das sie der armen polnischen Bevölkerung abgegaunert hatten, alles erkaufen konnten.

In allen Städten, in allen Dörfern, überall waren sie da, wo es gut zu handeln und wenig körperlich zu arbeiten gab: Die Rechtsverdreher, die Kurpfuscher, die Geldverleiher, die Händler und die Schnapsbrenner, alles waren die Juden. Überall da saßen sie, wo es keine harte Arbeit gab, nirgends und überall zu Hause.

Nun, denen, die da im Staub vorüberzogen, war es gar nicht mehr wohl zu Mute; ängstlich blinzelten sie aus halbgeschlossenen Lidern herüber zu den deutschen Wagen. Und so manches dieser verschlagenen Geschöpfe wagte es auch noch, die Hand zum deutschen Gruß zu heben! Aber die deutschen „Barbaren" ließen sie laufen, obwohl sie alle überzeugt waren, daß jeder Einzelne sofort jede Waffe meuchlings anwenden würde, wenn es nur möglich und ungefährlich für die eigene Sicherheit wäre. Diese Gedanken bestürmten so manches Hirn der jungen Soldaten, und ihre Zähne knirschten bei dem Gedanken, daß es doch niemand anderes als die Enkel und Söhne dieser schwarzen Gestalten da unten waren, die in England und Frankreich den Krieg schürten, weil es für sie nur noch ein Ziel geben konnte: die Vernichtung Deutschlands.

Von der großen Straße ging es jetzt herunter auf schmale, holperige Wege, bis endlich hinter einem kleinen Ort mitten in der weiten Ebene eine Abwehrstellung bezogen wurde.

Im Rücken stieg das sonst völlig ebene Gelände zu einem mäßigen Hügel an, auf dessen Kamm das Schattenbild einer Windmühle geisterhaft die Arme in den Abendhimmel reckte. Dort sollten sich die schweren Waffen eingraben, um von dieser Stellung aus über die eigene Truppe hinweg den anmarschierenden Gegner zu bekämpfen. Dazwischen lagen einige kleine Bauernhöfe, von denen einer der Stützpunkt

und das Quartier des Zuges werden sollte, der unweit davon seine Stellungen grub.

„Bauernhof" – wie das klingt! Was stellt sich der gewöhnliche Mitteleuropäer unter einem Hof vor! Auch die schlimmsten Vorstellungen waren noch immer weit von der unglaublichen Wirklichkeit in diesem Teil Polens entfernt. Ein Hof bestand hier aus einem Häuschen, in dem gerade eine Stube und ein Stall Platz hatten. Er war nicht eingezäunt, man konnte also seine Grenzen nur schwer feststellen. Daran schloß sich ein windiger Bretterverschlag zur Unterbringung von Heu oder Stroh an.

Der Gewehrkolben trommelte gegen die verschlossene Brettertür, die, nur roh zusammengezimmert, ganz schief in den Angeln hing. Es wäre ein Leichtes gewesen, sie einzudrücken. Vorerst aber wollten sie es im Guten versuchen. „Heda! Aufgemacht! Sonst müssen wir selbst hineinkommen und unsere Besuchskarte abgeben!"

Drinnen wurden schlürfende Schritte laut und eine weinerliche Frauenstimme fing ein fürchterliches Jammerlied an.

Eine Weile hörten die draußen geduldig zu, dann lief Ekki aber doch die Galle über und er rief: „Na, liebe Frau, so lassen Sie doch schon das ewige Gequassel!"

Und seltsam, die gnädige Frau da drinnen schien genau begriffen zu haben, worum es sich eigentlich handelte. Jedenfalls hörte man im selben Augenblick das Rasseln einer schweren Kette, dann wurde ein Riegel zurückgeschoben, und schließlich erschien im Spalt der langsam sich öffnenden Tür ein schwarzer Kopf, umwunden von einem rot und blau gewürfelten Tuch, und unter angstgeweiteten Augen bewegten sich die Lippen in Gebeten, während die Finger immer wieder auf Stirn, Mund und Brust das Kreuzeszeichen schlugen. Ihre Gedanken aber waren in diesem Augenblick wohl gar nicht so recht auf der Erde, die weilten sicher schon längst bei irgendeinem besonderen Heiligen, der seine

schützende Hand über sie und das Haus halten sollte. Gewiß versprach sie ihm im Geiste, zum nächsten Sonntag drei funkelnagelneue Kerzen in der Kirche bei seinem Altar aufzustellen.

Auf einmal stellte sich heraus, daß sie doch ein paar Brocken deutsch verstand. Jedenfalls rief sie: „Nje schissen! Nje! Nicht Mann hier, nicht hier! Fort – Soldaten! Nje schissen! Prosim Páné!"

„Na also, schöne Herrin dieses prachtvollen Schlosses, da können wir uns doch ganz gut verständigen", grinste Ekki und klopfte ihr dabei vertrauensvoll auf die Schulter.

Erst zuckte sie bei der Berührung zusammen, als sie aber merkte, daß diese Berührung ganz freundschaftlicher Natur war, atmete sie befreit auf. Diese einzige Handbewegung, die mehr zufällig als absichtlich geschah, ließ ihr ganzes Mißtrauen in nichts zerfließen. Nun war sie überzeugt, daß man sie nicht vierteilen und verspeisen wollte, und fand, daß die deutschen Soldaten gar nicht so schlimm waren. Und im Geiste war sie wohl schon wieder fest entschlossen, das Geld für die drei Kerzen des heiligen Schutzpatrons doch lieber zu sparen.

„So, und nun, holde Prinzessin, wollen wir nicht länger vor deiner Schwelle weilen, sondern dir in deinem prinzlichen Salon die Aufwartung machen!" Mit diesen Worten trat Ekki an ihr vorbei durch die enge Tür ins Innere. Es war schließlich nicht die Schuld des Baumeisters, wenn er dabei mit dem Kopf in unsanfte Berührung mit dem Türstock kam, denn der Eingang war nur für mittelgroße Polen, in keinem Falle aber für übergroße Berliner berechnet. Immerhin war es verständlich, daß er die wachsende Beule mit kräftigen Schimpfworten auf den Erbauer dieses Hauses, auf seine Besitzer und nicht zuletzt auf Polen überhaupt begleitete.

Im nächsten Augenblick steckte er aber, ungeachtet der

neuerlichen Gefährdung seines edlen Hauptes, sofort wieder den Kopf heraus: „Kinder, kommt herein," rief er, „soweit ihr in diesem Prunkgemach Platz habt. Denn das müßt ihr gesehen haben, sonst könnt ihr nie etwas von richtiger polnischer Wirtschaft erzählen!"

Wahrhaftig, der Anblick, der sich da bot, war ebenso sehenswert wie erschütternd. „Hier also wohnen Menschen, Europäer wie ich und du! Man sollte es kaum für möglich halten, wenn man das Bild nicht selbst vor der Nase hätte."

Zwei winzig kleine Fensterchen wehrten sich mit Erfolg gegen jede größere Einmischung von Licht in diese Stube. Was an den Fenstern noch nicht von Spinnweben und Staub verdeckt war, das war durch Pappdeckel kunstvoll als Glasersatz eingedichtet. Es war eine Luft, die einen Brechreiz erzeugte, eine Luft, die wer weiß wie lange schon in diesem Raum stand und gleichsam zur festen Einrichtung gehörte. Sie war erfüllt von dem Geruch kleiner Kinder und Tiere aller Art und von allen möglichen Düften, die sich über der offenen Herdstelle gesammelt hatten. Dazwischen drang der Gestank aus dem angrenzenden Stall herüber, und ein Hauch nach Weihrauchkerzen vervollständigte diesen Zusammenklang der Düfte.

Nur widerwillig gewöhnte sich das Auge an das düstere Halbdunkel, doch dann tauchten immer neue Einzelheiten in den finsteren Winkeln auf; es enthüllten sich ungeahnte neue Geheimnisse. Es war unglaublich, was alles in dem engen Raum Platz fand. Auf dem festgetretenen Lehmboden stand in der Mitte ein Tisch aus rohen, kaum gehobelten Brettern, auf dem in traulichem Durcheinander allerlei Geschirr mit Speiseresten aller Art lag. Vergebens suchte das Auge das Bett, bis das Dunkel endlich an der einen Seite einen Bretterverschlag freigab, aus dem der Gestank von altem, halbangefaultem Stroh drang. Decken lagen wirr darüber.

„Also, das muß man gesehen haben!" Sie standen dichtgedrängt in dem Raum und hielten die Köpfe eingezogen, da sie sich sonst an der spinnwebenverhangenen Decke gestoßen hätten.

„Guckt euch bloß das herrschaftliche Schlafgemach an!" Mit gespreizten Fingern ergriff Ekki eine der zerschlissenen Decken und zog sie zwischen Daumen und Zeigefinger hoch. Im selben Augenblick aber ließ er sie erschrocken fallen, denn ein Schreien aus vielen Kehlen tönte ihm entgegen.

„Nun sieh mal einer diese Brut hier!" Wahrhaftig, Brut war der einzige wirklich passende Ausdruck für den Haufen von Menschenleibern, der sich da ängstlich und kreischend in die hinterste Ecke verkroch. Es mochten wohl drei oder vier, vielleicht auch noch mehr kleine Kinder unbestimmbaren Alters sein, die mit weitaufgerissenen Augen den deutschen Soldaten entgegenstarrten und losbrüllten, was die Lungen hergeben wollten.

Dieses vielstimmige Geschrei aber entlockte auch der anderen Ecke Töne und zwar gefährliche, knurrende Laute, welche die Anwesenheit eines zweiten Lagers verrieten. Auf einem Haufen Stroh lag eine schwarze, feiste Hündin und fletschte die Zähne, bereit, ihre Jungen, die um sie herumkrabbelten, bis zum letzten Atemzug zu verteidigen.

„Kusch, Oriku!" keifte die Alte mitten in das drohende Knurren hinein.

„Na, sei bloß stille, wir tun dir ja nischt, wir fressen ja bloß Menschen, wie es die polnische Propaganda immer wieder behauptet hat!" Schon beschäftigte sich Ekki weiter mit der Herdstelle, die aus ein paar losen Ziegelsteinen bestand, zwischen denen Holzscheite glommen. Darüber baumelte an einer rußgeschwärzten Kette ein riesiger Haken, der offenbar zum Aufhängen des Kessels diente. Ein schwarzes Loch darüber ließ vermuten, wohin der Rauch abzog. Am Rande dieser Ziegelsteine lag allerlei Gerät wahllos wie in einem

Stilleben herum, Töpfe, Löffel, Geschirr, alles schwarz vom Ruß! Man konnte sich nicht vorstellen, daß Menschen aus diesen Töpfen aßen und tranken.

„Pfui Teufel, wenn man das jemandem erzählt, dann lacht er einen todsicher aus. Das also ist Polen! Genau so habe ich mir immer die polnische Wirtschaft vorgestellt! Kinder, ich komme mir vor wie ein Afrikaforscher, der zum erstenmal eine Siedlung von wilden Kaffern betritt, ganz tief in Afrika, wohin die Zunge der Zivilisation noch nicht geleckt hat. Es fehlt nur noch draußen vor der Hütte das große Feuer, um das der Medizinmann in wüster Vermummung seine tollen Sprünge ausführt, und ich ließe es mir nicht ausreden, daß ich im Innersten Afrikas stecke. Junge, Junge, es ist wirklich die höchste Zeit, daß in diesem Negerkral mit einer Blendlaterne Licht gemacht wird."

„Nischt wie raus," rief Werner, „ich muß endlich wieder ein paar Züge frische Luft haben, sonst ersticke ich hier, oder ich muß mir die Gasmaske aufsetzen!"

Trotzdem warfen sie noch einen Blick in den Stall. Der hatte überhaupt keine Fenster. Die stickige Luft stand hier wie eine undurchdringliche Wand im Raum, und der einzige Luftzug wurde von den unzähligen Fliegen verursacht. Ein paar Ziegelsteine lagen mitten im Unrat; dazwischen stolzierten Hühner und Gänse umher.

Polnische Wirtschaft! Erst jetzt lernten sie den wahren Sinn dieses Wortes kennen und verstehen. Das war sie in reiner Ausprägung! Gärten oder Blumen gab es hier nicht. Im Hof standen zwei wackelige Holzwagen, daneben der einfache Ziehbrunnen. Sie kannten hier anscheinend noch nicht einmal die einfachste Form des Brunnens mit dem Schwebebalken, nein, an einen langen Pflock mit einem Haken wird der verbeulte Kübel gehängt und das Wasser herausgeschöpft.

Und dabei liegt das Land so bereitwillig da, es braucht

nicht einmal mühselig bebaut zu werden, es bietet sich von selbst an und scheint nur darauf zu warten, dem Menschen seine Früchte in den Schoß zu werfen. Und dieses fruchtbare Land liegt auf weiten Flächen brach, die Fruchtbarkeit wuchert sich in den hohen Gräsern und im Unkraut aus, weil einfach niemand da ist, der die Lust hat, es zu bestellen, oder weil der Großgrundbesitzer den Gutsarbeiter halb wie einen Leibeigenen behandelt, der natürlich nur dann arbeitet, wenn der Stock des Aufsehers droht, und auf dem fremden Feld nichts freiwillig leistet. Das ist polnische Art: Hinter dem Häuschen ein paar Quadratmeter mit Mais für die Hühner und das Vieh, eine Strecke Kartoffelacker, gerade soviel, wie zum Leben unbedingt notwendig ist, dann etwas Korn und Weizen, Schluß. Das übrige Land liegt unbebaut als ungepflegte Weidefläche für Kühe, Schafe und Ziegen. Das Herz tut einem weh bei diesem Anblick und bei dem Gedanken, daß es in Europa Länder gibt, wo jeder kleinste Vorgarten zur Ernährung des Volkes wichtig ist und wo die Feldraine verschmälert werden, nur um Ackerland zu gewinnen.

Dieses polnische Afrika wird erst in mühseliger Arbeit von Grund auf kolonisiert werden müssen, ehe es auch nur einen angemessenen Teil seines wahren Reichtums abwerfen wird.

In der sogenannten Scheune wurde ein feldmäßiges Nachtlager eingerichtet. Die Bäuerin, die erkannt hatte, daß die Deutschen hier nicht morden und brennen wollten, half gerne. Sie brachte Eier und Käse und schließlich schleppte sie sogar noch einen Topf Ziegenmilch herbei. Aber so gut die Milch auch duften mochte, der Anblick von vorhin hatte allen die Eßlust genommen, und so verzichteten sie lieber auf die gut gemeinte Gabe.

Inzwischen hatten sich die Soldaten schon wieder in tatkräftige Erdarbeiter verwandelt, die emsig wie Maulwürfe die Erde auswarfen und die Stellung zur Abwehr

ausbauten. Loch an Loch wurde aus dem lockeren Erdreich ausgehoben, und bald entstand eine Abwehrlinie, an der sich der Feind ruhig die Zähne ausbeißen konnte. In diesen Löchern würden sie sitzen, solange noch ein Finger zum Schießen und ein Auge zum Zielen da war; keiner würde auch nur einen Schritt zurückgehen, solange nicht der ausdrückliche Befehl dazu kam.

Als sie Staub und Schweiß am Brunnen abwuschen, gesellte sich der Bauer vom Nebenhof dazu, und bald war ein lebhaftes Gespräch im Gange. Der Alte war früher in Westdeutschland als Grubenarbeiter beschäftigt gewesen, lange vor dem Weltkrieg; er sprach ganz leidlich deutsch. Seine Ausführungen und Ansichten waren recht aufschlußreich.

„Ja, ja," begann er, während er mit kurzen Zügen seine Pfeife in Brand setzte, „ich war lange in Deutschland und kenne die Deutschen gut. Ich habe nicht schlecht verdient damals, trotzdem zog es mich nach dem Krieg in die Heimat, wo inzwischen der neue polnische Staat geschaffen worden war. Ich schäme mich nicht, damals schlug mir als gutem Polen das Herz hoch, weil wir doch nun endlich einen eigenen Staat hatten."

Günther hörte ihm aufmerksam zu und sagte: „Bestimmt, genau so haben damals viele gedacht, und das verstehen wir auch. Aber wie konnte es nur soweit kommen, daß Polen seine Politik so geändert hat und sich selbst zum unvernünftigen Knecht der Westmächte, vor allem aber Englands, erniedrigte?"

Der Alte nickte traurig mit dem Kopf vor sich hin, dann zog er die Schultern hoch und fuhr fort: „Es mußte ja so kommen. Dieser unselige Vertrag hat ja mit seiner Grenzziehung schon den Keim des Zerfalles in sich getragen. So aber mußte Deutschland, sobald es sich von dem Krieg oder besser von dem Frieden erholt hatte, diesen schmachvollen Riegel zwischen Ostpreußen und dem Mutterland zerbrechen,

zumal da auch noch Danzig lag. Ja, wenn unser alter Marschall Pilsudski noch am Leben wäre, hätte bestimmt dieser ganze Konflikt, wenn es überhaupt zu ihm gekommen wäre, ein ganz anderes Gesicht gehabt. Glauben Sie mir, ich selbst habe nicht an die Großartigkeit der polnischen Armee geglaubt, denn ich kenne doch meine Landsleute und weiß, was ich von ihrer militärischen Führung zu halten habe.

Aber ich glaubte an England, glaubte an die Versprechungen, die es uns gegeben hatte. Und ich konnte auch nicht anders, als an Deutschlands Schwäche zu glauben. Denn man hat uns immer wieder erzählt, daß Deutschland von einer Hungersnot in die andere sinke, daß alles nur durch eine Schreckensherrschaft aufrechterhalten werde. Ich glaubte daran, bestimmt, denn ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß sich dieses Deutschland, wie ich es 1919 verlassen habe, aus eigener Kraft in ein paar Jahren zu solcher Stärke aufraffen könnte."

Er blickte ein wenig ängstlich und forschend in das gerade Gesicht des deutschen Soldaten, und dann kam etwas zaghaft die Frage aus seinem Munde, die ihm schon lange am Herzen zu liegen schien: „Entschuldigen Sie einem alten Mann eine Frage, wo sind eigentlich die Engländer? Stimmt das, was man uns erzählt hat, daß Hamburg zerstört und den Engländern in die Hände gefallen ist? Ich kann jetzt schon gar nichts mehr glauben!"

Da lachte der Deutsche hellauf, so herzlich, daß es einer besonderen Antwort eigentlich gar nicht mehr bedurfte. „Nein, Mann, das müssen Sie sich aus dem Kopf schlagen! Merken Sie sich das eine, daß England immer nur andere für sich kämpfen läßt!"

„Ich hasse dieses Volk jetzt", brummte der Alte, und die Pfeife ging ihm aus, ohne daß er es merkte. „Jetzt wird so manchem guten Polen ein Licht aufgehen, leider zu spät."

Der Blick des Deutschen war fest geworden. Seine

Stimme klang klar und entschlossen, und die Kämpfe, die Bilder der toten Kameraden tauchten vor seinen Augen auf, als er sagte: „Ihr habt gar keinen Grund, euch bemitleiden zu lassen! Es war doch eure Regierung! War es nicht euer eigener Wille, der dieses Unheil heraufbeschworen hat? War nicht der größenwahnsinnige Marschall einer der Führer eures Staates? Wo ist euer Marschall jetzt?"

Der Alte schaute Günther fassungslos an: „Wieso, er ist doch bei seinen Truppen im Korridor! Oder nicht? Ist er vielleicht tot? Er war kein guter Nachfolger Pilsudskis, aber er war ein guter Soldat, wenn er auch in seinen Plänen vielleicht etwas großzügig war." Ein letzter Rest von Nationalstolz regte sich in ihm.

„Bei der Armee im Korridor? Nein, geflüchtet ist euer Erster Marschall, geflohen, als das Schicksal der polnischen Truppen noch gar nicht einmal entschieden war. Nun sitzt er irgendwo in einem feinen Hotel in Rumänien und bettelt England um Hilfe an, von der er doch nichts merken wird. Das ist euer stolzer Marschall!"

Geschlagen senkte der alte Mann den Kopf, eine tiefe Enttäuschung machte seine Stimme belegt, und traurig klangen seine Worte: „Ich habe es schon munkeln hören, aber ich habe es nicht glauben wollen. Ich konnte es nicht glauben, es war zu ungeheuerlich. Dann nach einer Weile hob er die Augen und bang kam die zweite Frage über seine Lippen: „Und Moscicky, der Präsident? Und Beck?"

„Alle von der gleichen Art! Die ganze Regierung sitzt im warmen Nest, und ihr opfert euer Blut und wißt nicht einmal wofür. Aber diesmal wird auch die Hand, die das Kriegswerkzeug leitet, zur Rechenschaft gezogen: England!"

Der alte Mann war erschüttert; seine Stimme war ganz brüchig geworden. „Wenn man doch allen das klarmachen könnte, wieviel Blut könnte da gespart werden, das jetzt noch unnütz und zwecklos fließen wird! Hätten wir doch

nie den Engländern geglaubt! Hören Sie, ich bin ein alter Mann und ich habe schon einmal unter Deutschen gelebt; wenn Ruhe und Ordnung und Friede im Lande sein werden, dann will ich mich gerne wieder fügen unter die deutsche Herrschaft, unter eure Kultur und euer Schaffen, aber ich habe zwei Söhne draußen im Feld, wo, weiß ich nicht. Der eine ist freiwillig gegangen, zu einer falschen Begeisterung aufgestachelt. Den anderen haben sie geholt, er war erst siebzehn Jahre alt, ein halbes Kind noch. Ich wollte ihn erst nicht gehen lassen, aber da haben sie ihn einfach mitgenommen. Wenn ich sie nun nicht mehr wiedersehen sollte! Es ist furchtbar, seine Kinder gefallen zu wissen, aber es ist noch viel schrecklicher, wenn das Opfer umsonst war, wenn man nicht einmal weiß, wofür sie ihr Leben gelassen haben."

Mit müden Bewegungen hob er die herabgefallene Pfeife wieder auf, dann grüßte er höflich und ging mit langsamen, kleinen Schritten davon.

Nur ein Hund . . .

Wo er hergekommen war, das konnte nachher niemand mehr sagen. Jedenfalls war er auf einmal da und wickelte sich zwischen den Beinen mit den unheimlich langen schwarzen und schmutzigen Stiefeln herum.

„Ja, wo kommst denn du her?" rief Ekki und riß erstaunt die Augen auf, als er das schweifwedelnde, schwarzweiße Etwas sah, das sich vor ihm aufgebaut hatte, vier drollige X-Beine von sich streckte und ihn aus lustigen, braunen Augen anblinzelte. Es war kein schöner Hund, nein,

wirklich nicht. Er mochte auch keinen Stammbaum haben, wenigstens keinen amtlich feststellbaren. Aber das schien ihm gar nichts auszumachen, er fühlte sich auch ohne Stammbaum und ohne blaues Hundeblut in seiner schwarz-weißen Haut recht wohl und hätte wohl im Augenblick mit keinem noch so stolzen Foxterrier getauscht. Das linke Ohr stand stramm und aufgerichtet wie ein Spitzkegel in der Luft, das rechte dagegen verspürte stets eine Neigung, lässig nach der Seite herunterzuklappen. Zwar zupfte sein neuer Gebieter immer wieder das faule Ohr in die Höhe, aber es nützte nichts, kurz darauf lag es wieder als wunderliche Scheuklappe über dem Auge.

Ekki hatte den Stahlhelm in den Nacken geschoben; nun kniete er zu dem neuen Freund nieder, und da im Augenblick nichts anderes zu tun war, ließ er sich von den Knien auf den Bauch fallen, worauf der Hund diesem Beispiel sofort folgte. So lagen sie sich nun gegenüber und musterten einander mit prüfenden Blicken. Sie schienen aneinander Gefallen zu finden, denn als Ekki die Hand ausstreckte und dem schwarz-weißen Freund die Hand, vielmehr Pfote drückte, wedelte der ihm fröhlich und stillvergnügt entgegen, und so war diese neue Freundschaft bald besiegelt.

„Wo hast du denn den her? Ist das dein persönlicher Beschützer?" rief auf einmal Günther in das friedliche Bild hinein. Über seine Schulter beugte sich auch Werners stoppeliges Kinn, und man sah es seinen Augen an, daß er die gleiche Frage auf den Lippen trug.

Ekki ließ sich dadurch in seiner Freundschaftsbezeugung nicht stören. „Wie sollen wir dich denn nun eigentlich nennen?" So sann er vor sich hin, indem er angesichts des neuen Freundes seine alten Kameraden völlig übersah. „Ein Pole bist du wohl, aber allem Anschein nach kann man sich

mit dir auch auf deutsch sehr gut verständigen. Ja, was machen wir da bloß?"

„Nenn ihn doch Ekki," tönte Werners spöttische Stimme aus dem Hintergrund, „da brauchst du dich nicht zu ärgern, wenn man dir einen Schimpfnamen an den Kopf wirft. Das heißt natürlich, wenn er sich das gefallen läßt."

„Warum denn nicht, er kennt ihn ja noch nicht!" war darauf Günthers bissige Bemerkung.

Ekki schickte einen vernichtenden Blick in die Richtung der Sprecher, dann sagte er mit lässig herabgezogenen Mundwinkeln: „Ihr seid doch bloß eifersüchtig!" Hierauf blickte er versonnen auf den großen, schwarzen Fleck, der fast den ganzen Rücken des Hundes einnahm, und sagte in einer plötzlichen Eingebung: „Fleck! Ganz richtig, Fleck sollst du heißen!"

„Fleck" schien damit vollkommen einverstanden zu sein, denn er rutschte unruhig hin und her und stieß zwei mehr kräftige als wohllautende Beller in den Nebel. Die Kameraden Ekkis versuchten zwar auf alle mögliche Weise, einen anderen, ihrer Meinung nach besser passenden Namen zu finden, aber Ekki hatte nur ein Kopfschütteln dafür übrig. Fleck blieb Fleck.

Aber auch mit diesem Namen erwarb sich der neue Kamerad sofort die Zuneigung aller Soldaten. Es war so viel Leben in ihm, so viel frische Natürlichkeit, daß jeder sich einmal hinknien wollte, um mit ihm zu spielen oder ihn wenigstens hinter dem herunterhängenden Ohr zu kraulen.

Zu ihrer großen Enttäuschung war er jedoch in seinem innersten Hundeherzen ausschließlich auf Ekki eingestellt, der ihn als erster freundlich behandelt hatte. Er begleitete ihn überallhin und blinzelte ihn stets treuherzig an, wenn er nur den Mund öffnete, auch wenn er nichts sagte. Er ließ es sogar, wenn auch mit sichtbarem Widerwillen, geschehen, daß ihn Ekki bei der abendlichen gründlichen Wäsche mit in

das Blechfaß tunkte und sein struppiges, seit langem nicht gewaschenes Fell mit einer dicken Schicht von Seifenschaum durchtränkte. Er stand in dem kalten Wasser und hielt die spitze Schnauze hoch heraus. Man sah es ihm an, daß er nichts lieber getan hätte, als mit einem großen Satz über den Rand des nassen Gefängnisses herauszuhüpfen; aber tapfer hielt er durch.

„Siehste wohl, nun kann man dich geradezu ohne Gewissensbisse mit ins Bett nehmen." Ekki lachte zu ihm hinunter, während Fleck nach Hundeart bemüht war, alle Feuchtigkeit aus seinem schönen Pelz durch kräftiges Schütteln zu entfernen.

Als es dann dunkel wurde, schien sich Fleck dieser Außerung zu erinnern, denn ohne nur im geringsten zu zögern, kroch er mit Ekki in das Stroh der kleinen Scheune, drehte sich nach Hundeart dreimal um seine senkrechte Achse und steckte dann befriedigt seine Schnauze in den warmen Hohlraum zwischen Ekkis Knien und dem Stroh.

So lag er noch, als es am nächsten Morgen hieß, aus den Federn, besser gesagt aus dem Stroh, zu kriechen und alles durcheinanderdrängte, um die Sachen zur Abfahrt herzurichten. In dem Hin- und Hergerenne kam sich Fleck höchst überflüssig vor; er konnte es nicht verstehen, daß auf einmal keiner seiner neuen Freunde für ihn Zeit hatte. Er versuchte zwar ein paarmal, durch schüchternes Knurren wenigstens Ekkis Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aber als das auch nicht fruchtete, zog er sich gekränkt und in seinen tiefsten Gefühlen verletzt in den Hintergrund zurück und schaute nur von weitem mißtrauisch dem wilden Treiben zu.

Aber da trat etwas überraschend Neues in sein Hundeleben ein, das er nicht begreifen konnte und das ihn schier zum Wahnsinn trieb. Die großen grauen Fahrzeuge, die da die ganze Nacht über wie kleine Häuser wohlgeordnet in Reih und Glied gestanden hatten, fingen auf einmal an,

hin- und herzurollen, vorwärts und zurück, und die Motoren heulten und kreischten in Tönen, die sein armes Hundeohr noch nie vernommen hatte. Eine Weile stand er zitternd still, und sein rechtes Ohr wackelte aufgeregt hin und her, während seine Augen sich krampfhaft bemühten, in dem rasenden Durcheinander die wohlbekannten und verehrten Stiefel seines neuen Freundes zu entdecken.

Da gewahrte sein Auge etwas, das seine treue Hundeseele zutiefst erschütterte und sein kleines Herz fast zum Stocken brachte. Mitten zwischen den wild gewordenen Ungetümen erblickte er plötzlich seinen Freund. Sofort schalteten seine Nerven auf höchste Alarmstufe um, er sah seinen Herrn in Gefahr und mit einem heiseren, wütenden Kläffen stürzte er sich Hals über Kopf todesmutig in das Gewirr von Rädern und Beinen...

Es kam, wie es kommen mußte. Ekki sah nur noch ein schwarz-weißes Etwas vor den wuchtigen Rädern eines großen Wagens auf sich zusausen, dann wirbelte eine Staubwolke hoch, ein gellender Angstschrei, wie der Ruf eines Menschen, schallte heraus und dann ... hatte Fleck sein irdisches Dasein unter den zermalmenden Rädern beendet.

Da lag er nun im Staub, der von seinem Blut schmutzig rot gefärbt war. Seine Augen waren weit aufgerissen und schauten noch in ihrer Erstarrtheit Ekki, der herbeigelaufen war und sich neben dem toten Hund auf ein Knie niedergelassen hatte, mit einem treuen Blick an.

War es denn möglich, daß ein Mensch wegen eines kleinen, wertlosen Hundes so viel Traurigkeit im Blick haben konnte? Aber dann machte sich sein Herz gegenüber diesem Verlust auf andere Weise Luft. Mit wütenden Blicken brüllte er den unschuldigen und nichtsahnenden Fahrer an: „Menschenskind, kannst du nicht aufpassen! Der Kerl orgelt hier mit Scheuklappen in der Gegend herum!" Er deutete

auf den reglosen schwarz-weißen Fleck im Sand. „Da, schau dir an, was dir wieder einmal gelungen ist!"

Der Fahrer klinkte langsam die Türe auf, steckte mit verschlafenen Augen und mürrischem Gesicht den Kopf heraus und schaute sich die Sache an. Er hatte sonst gar nichts übrig für Gefühlsduseleien, zumal er doch den ganzen Morgen an der Maschine gearbeitet hatte. Aber nun zuckte er doch bedauernd die Achseln, spuckte in weitem Bogen den Staub von den Lippen und brummte: „Tut mir ja leid, Kamerad, hab's wirklich nicht verhindern können, der Hund ist mir ja direkt in die Räder gelaufen!"

Werner und Günther, die hinzugetreten waren, konnten Ekkis Empfindungen schon eher verstehen. „Schade um den kleinen Kerl!" sagten sie.

Sie hatten alle in den letzten Tagen den Tod in so vielerlei Gestalt gesehen, aber gerade das Schicksal dieses kleinen, fröhlichen Hundes ging ihnen nahe. Gefaßt trug Ekki behutsam den kleinen, toten Körper von der Straße weg und legte ihn vorsichtig in den Graben. Dabei sprach er zu ihm: „Siehst du, kleiner Kerl, so bleibst du doch hier, und ich hätte dich so gerne mit nach Hause genommen, wenn du auch nur ein armseliger, polnischer Köter warst."

Ein Stückchen Kommißbrot

Es gibt nicht viele Soldaten, die das Kommißbrot, das Hauptnahrungsmittel aller Truppen, lieben und in seinem Wert richtig anerkennen. Überall wird es schief angesehen, niemand findet ein Wort des Lobes dafür, man ißt es einfach, weil nichts anderes da ist und nur, wenn nichts an-

deres da ist. Da mußte erst der Krieg kommen, um in so manchem geradezu eine Begeisterung für dieses mißachtete Nahrungsmittel des Soldaten zu wecken.

Irgendwo lagen sie wieder im Graben und warteten auf den Befehl, den Gegner anzugreifen. Sie waren schon wieder einen ganzen Tag unterwegs gewesen, nun lagen sie nebeneinander, schmutzig und verschwitzt, und warteten.

Werner wühlte schon seit einer ganzen Weile mit einer wahren Verzweiflung in allen seinen Taschen. Den Brotbeutel hatte er schon zum zweiten Male vollkommen geleert und wieder gepackt. Jetzt ließ er endlich das vergebliche Suchen sein und wendete sich mit einem Seufzer an Günther: „Du, ich habe einen Hunger, daß ich Gras fressen könnte; aber alles ist leer. Nicht einmal ein Stückchen Brot ist in meinen Taschen. Hast du noch was?"

Nun ging das selbe Schauspiel wie vorhin bei Günther los. Auch er kramte in allen Taschen, bis er den Kopf schüttelte: „Mir geht es genau so wie dir, aber ich muß doch noch irgendwo ein Stück Kommißbrot haben ..." Der Brotbeutel wurde nochmals genau durchsucht, und schließlich förderte Werner aus der hintersten Ecke einen Kanten Brot hervor.

„Hurra, nun kann uns nichts mehr geschehen!" Mit einem Jubelschrei hob er das Stück Brot in die Luft, daß die Polen drüben gleich erschreckt eine neue Feuergarbe losließen.

„So laßt mich doch wenigstens ausreden!" rief Werner hinüber.

Seltsam genug sah das Brot ja aus. Wer weiß, wie lange es sich schon in Günthers Brotbeutel herumgetrieben hatte. Ganz grau war es schon geworden von allem Staub und Schmutz, es war ja auch nicht eingewickelt gewesen, sondern hatte ohne jeden Schutz einfach im Brotbeutel gelegen. Keiner hatte mehr daran gedacht, man hatte es völlig vergessen. Wäre nicht dieser Augenblick gekommen, so wäre es

eben so lange liegen geblieben, bis es vollkommen vertrocknet oder verschimmelt wäre. So hätte sich sein Schicksal erfüllt; es wäre irgendwo achtlos beiseite geworfen worden. Aber das Geschick wollte es diesmal anders.

„Ehrlich teilen!"

Werner bog und riß mit beiden Händen, bis er endlich mit Hilfe des Seitengewehres zwei annähernd gleiche Stücke zustandebrachte. Eine Weile schaute er vergleichend die beiden Teile an, dann gab er seinem Herzen einen Stoß und schob Günther das größere Stück hinüber.

Vergeblich bemühten sich dann die Zähne, ein Stück abzubeißen, bis es endlich nach langem Bemühen gelang. Da lagen sie nun und kauten an einem harten Stück Kommißbrot, daß man hätte meinen können, sie wollten sich alle Zähne aus dem Munde brechen.

„Mensch, schmeckt das!" Günther sagte es aus vollem Kauen heraus. „Ich hätte niemals geglaubt, wie gut so ein Stück trockenes Brot schmecken kann."

„Hmm!" Werner hatte die Zähne erneut in das harte Brot geschlagen wie ein Löwe, dessen Gebiß in das Genick der gefällten Beute kracht. Mit Wohlbehagen biß und kaute er an dem herrlichen Kommißbrot herum, und sein Herz wünschte sich im Augenblick nichts Besseres.

Wie arm seid ihr Prasser in den Großstädten doch, ging es ihm dabei durch den Kopf, wenn ihr auch vor Hummer, Austern, Kaviar und Sekt sitzt! Was sind alle diese lukullischen Genüsse gegen dieses Stückchen Kommißbrot! Wie könnt ihr bei den teuersten Leckerbissen glücklich sein? Ihr habt keine Ahnung, wie gut ein gewöhnliches Stück Brot schmeckt, wenn man nur in die Lage kommt, seinen wahren Wert zu erkennen ...

Den beiden Soldaten im Graben vorn erschien es jedenfalls wie eine Gabe des Himmels, wie etwas ganz Beson-

deres, das man mit Andacht und Liebe essen muß, weil es eben etwas ganz Außergewöhnliches ist.

„Ich könnte jetzt ein ganzes Brot verschlingen, ohne Butter, ohne Fett, ohne alles! Aber jetzt haben wir nichts mehr!" Der letzte Happen war endlich den Weg allen Brotes gegangen.

Werner machte ein enttäuschtes Gesicht. „Wenn ich daran denke, daß wir auf dem Wagen eine ganze Kiste von diesem Brot stehen haben, um die sich kein Mensch kümmert, dann könnte ich mir vor Wut den Bart ausraufen." Diese Aussicht war übrigens sehr verlockend, denn Werner sah mit dem rötlich-blonden Gewucher, das sich im Laufe der Zeit auf seinem Gesicht angesetzt hatte, eher einem mexikanischen Räuber als einem deutschen Soldaten ähnlich. Trotzdem hatte er recht. Auch Günther mußte das zugeben. Aber er fügte sich mit Ergebenheit in die unabänderliche Tatsache und sagte tröstend: „Ja, so ist es eben im Leben. Was man hat, das macht keinen Spaß, und das Selbstverständliche lernt man erst dann schätzen, wenn es einmal nicht mehr selbstverständlich ist. Aber das ist die gerechte Strafe für unsere eigene Faulheit. Wir sollten eben immer etwas in den Brotbeutel stecken. Schließlich heißt er deswegen ja auch Brotbeutel."

Da in den nächsten Minuten der erwartete Befehl zum Aufbruch noch immer nicht kam, kleidete er seine tiefsinnigen Betrachtungen in Reime, die seiner Meinung nach ein unsterbliches Loblied auf das mißachtete Kommißbrot darstellen sollten:

„Irgendwo liegt still verachtet
ein Kommißbrot, ach, es schmachtet,
kann das Leben nicht ertragen,
sehnt sich nach des Menschen Magen.
Es will seine Pflicht erfüllen

und ihm seinen Hunger stillen.
Doch der Mensch hat in den Taschen
immer soviel Zeug zum Naschen,
und nur in der größten Not
greift er nach dem schlichten Brot.
Und ich hab in diesen Stunden
endlich mit Genuß empfunden,
welche Freuden es uns schenkt,
wenn man nur einmal dran denkt.
Dieses Unrecht muß verschwinden,
drum will ich der Welt verkünden:
Dem Kommißbrot ganz allein
will ich diese Verse weihn.
Alle sollen es vernehmen
und sich selbst dazu bequemen,
endlich einmal einzusehn,
welches Unrecht hier geschehn.
Niemand soll es fürder wagen,
mich nach 'nem Bonbon zu fragen.
Nein, in Zukunft soll es heißen:
‚Hast du 'nen Kommiß zu beißen?'
So muß endlich hier auf Erden
sein Verdienst gewürdigt werden.
Dich, Kommißbrot, edle Speise,
nehm ich mit auf jede Reise.

Kurs auf Warschau

Lodsch wurde zur Übergabe gezwungen, und der Auftrag erschien damit erfüllt. Jetzt würde es doch endlich Ruhe geben ... Aber nein, noch stand ja Warschau, noch standen

alle möglichen Truppenverbände der Polen überall im Land. Es würde nicht früher Ruhe geben, als bis auch der letzte Pole entweder vernichtet oder gefangen war.

Es kam ihnen daher gar nicht so überraschend, als es plötzlich wieder hieß: „Fertigmachen!" Da waren auch die Wagen schon wieder da. Es war eigenartig: Diese Wagen erweckten immer ein Gefühl der Beruhigung in den Männern. Sie waren ihnen in den vielen Tagen des Kampfes schon zu einem Stück Heimat geworden, zu einem Heim, auf dem sie ihre Habseligkeiten hatten, auf dem immer noch irgendwo etwas Eßbares aufzutreiben war, auf dem sie so viele Tage und Nächte zugebracht hatten.

„Kinder, es geht nach Warschau, jetzt kommt der Schlußakt!" So hatte der Zugführer am Morgen verlauten lassen. Und nun brausten die Wagen schon den ganzen Vormittag über die Straßen dahin, und die Stimmung war ganz hervorragend. Sie lachten alle, sie hatten sich so viel zu erzählen, es war die Spannung vor dem letzten großen Schlag, bei dem sie dabei sein durften, die alle Herzen öffnete. Und durch diese Erzählungen verscheuchten sie auch am besten die immer wieder heraufsteigende Müdigkeit.

„Nach Warschau! Mensch, Werner, da kommen wir gerade recht zum Fünf-Uhr-Tee, wenn wir uns beeilen", lachte Ekki aus vollem Herzen. Er verlor ja seinen Humor selten und wenn, dann nur für die ganz kurze Zeit, wo es wirklich an den Kragen ging.

„Die Polen haben sich anscheinend hinter die Weichsel zurückgezogen, aber ich kann mir vorstellen, daß sich jetzt alles auf der Flucht in Warschau zusammengezogen hat. Ich glaube, das wird ein harter Brocken werden." Günther war nicht ganz von dem Fünf-Uhr-Tee in Warschau überzeugt, er kannte die Polen und wußte, daß sie jetzt, da sie nun einmal das Letzte gewagt hatten, ihre Sache nicht so schnell aufgeben würden.

„Nein, ich glaube nicht, daß Warschau freiwillig die Waffen streckt. Ich bin der Ansicht, daß sich von den fliehenden Truppen inzwischen so viel Waffen aller Art und Munition in Warschau angesammelt haben, daß sich die Polen da drinnen ungeheuer stark vorkommen müssen."

„Ach was, der Mut wird ihnen schon vergehen, wenn erst die deutschen Panzer durch die Straßen ihrer Hauptstadt rollen und wenn unsere Flieger ihnen ein paar Eier auf den Kopf schmeißen."

„Nun seht mal ruhig lieber ein bißchen zu schwarz als gar zu rosig! Die Polacken sind zäh, das haben wir doch am eigenen Leibe schon zu spüren bekommen. Außerdem dürft ihr ja nicht vergessen, daß sie gar nicht über die allgemeine Lage unterrichtet sind. Die englisch-jüdische Hetze verzapft ihnen zuviel Blödsinn, den sie in ihrer Einfalt für bare Münze nehmen. Wahrscheinlich würden sie kaum einen ernsten Widerstand wagen, wenn sie wüßten, wie ihre Lage in Wirklichkeit ist, da habt ihr schon recht. So aber sind sie gewiß fest davon überzeugt, daß sie sich nur so lange zu halten brauchen, bis die polnischen Entsatzarmeen zu ihrer Hilfe herbeigeeilt sind. Vor allem aber hoffen sie immer noch auf die versprochene englische Hilfe. Für sie scheint die Verteidigung der Hauptstadt gar nicht so aussichtslos wie für uns, die wir alles viel besser überblicken können."

„Laß sie nur! Sie sollen sich ruhig verteidigen! Wir werden ihnen schon zeigen, wie genau unsere Artillerie schießt."

„Ja, man sollte die Stadt nicht erst lange schonen," meinte auch Werner, „es ist schade um jeden Blutstropfen, der bei dem Angriff auf die Millionenstadt fließt. Von Straßenkämpfen und ihren besonderen Schönheiten können doch auch wir ein nettes Lied singen. Oder habt ihr das schon vergessen?"

„Nee, das vergessen wir so schnell nicht. Wollen wir doch hoffen, daß sie freiwillig den aussichtslosen Kampf

aufgeben ..., das heißt, wenn überhaupt jemand da ist, der für das Ganze verantwortlich zeichnen kann. Das ist eine große Frage bei der polnischen Wirtschaft."

„So oder so, jedenfalls sind wir bald in Warschau, und damit dürfte dann auch dieser Feldzug zu Ende sein."

Die Fahrt nahm kein Ende. Schon war der Nachmittag angebrochen, und immer noch ging es weiter. Je näher sie an Warschau herankamen, desto bunter und zugleich auch schrecklicher wurde das Bild der Straße. Die Gräben waren angefüllt mit allem möglichen Gerät, das die Polen auf ihrer kopflosen Flucht einfach weggeworfen hatten. Es mußte ein wildes Rennen gewesen sein, ein Rennen mit dem Tod um die Wette, immer vor den deutschen Panzern her. Alles hatten sie weggeworfen, was sie im geringsten in der Flucht behindern konnte. Stahlhelme bedeckten die Sohle der Gräben, Gewehre, Karabiner, Munition in Unmengen. Das Koppelzeug hatten sie abgeworfen, wie sie es am Leibe hatten, mit Spaten und Patronentaschen; Mäntel, Tornister, ja sogar Schuhe und Röcke lagen im Graben.

Dazwischen lagen immer wieder die Kadaver toter Pferde, noch in den Geschirren der Wagen, Protzen und Geschütze. Dann zeigte sich wieder ein zerschossener polnischer Tank. Dörfer tauchten auf und verschwanden, unversehrt da, wo es den Polen nicht mehr möglich gewesen war, sie in Brand zu stecken, wüste Trümmerhaufen dort, wo die Kämpfe hartnäckig getobt hatten.

Als die Wagen aus einem Wald herauskamen, bremsten die Fahrer unwillkürlich ab. Auf einer Wiese standen Wagen an Wagen, die Gulaschkanone rauchte noch, Pferde liefen herum und grasten friedlich, die Wagen waren bepackt mit allen möglichen Lebensmitteln und Munition. Etwas abseits standen Geschütze aller Kaliber. Viele alt und ein-

fach, aber auch neue, moderne Waffen darunter, sicherlich englischer oder französischer Herkunft.

Es machte alles den Eindruck, als ob hier einige Batterien mit ihrem Troß Rast gemacht hätten; es fehlten nur die Menschen in dem Bild. Wie mußten die Polen hier gerannt sein, wenn sie das alles so unversehrt liegen- und stehenlassen mußten! Oder waren sie vielleicht überrascht worden und hatten keine Zeit mehr zur Flucht gehabt?

Wenige Kilometer weiter zeigten sich auch die zu diesem Park gehörenden Menschen. Am Ufer eines Baches hockten sie dicht nebeneinander auf der Erde, kaum zu übersehen. Sie lagen herum, mit sturen, gleichgültigen Gesichtern, unrasiert, ausgehungert. Es mußten ganze Bataillone sein, die da in Gefangenschaft geraten waren. Ihre Uniformen waren zerlumpt und verdreckt, in allen möglichen Schattierungen von grau und grün bis nach braun. Einzelne versuchten, blöde zu lachen und sich durch dumme Bewegungen bei den Deutschen bemerkbar zu machen. Es war ein widerlicher Anblick. Das waren Soldaten?

Aber die da konnten vielleicht gar nicht einmal so viel dafür, daß die Niederlage so ungeheure Formen annahm. Was sollten sie denn machen, wenn sie von Ort zu Ort gehetzt wurden, wenn sie nicht wußten, wo der Feind eigentlich lag, wenn sie schließlich auf der Flucht nicht mehr wußten, wohin sie gehörten, wenn alles durcheinander geriet und die ohnehin unfähige Führung die Zügel ganz aus der Hand verlor? So stand in vielen Gesichtern eine gewisse stumpfsinnige Zufriedenheit, daß sie endlich aus der furchtbaren Treibjagd heraus waren, daß sie sich endlich ruhig hinsetzen konnten und sich ausruhen durften, ohne jeden Augenblick fürchten zu müssen, daß aus dem nächsten Gebüsch ein Panzer hervorstieß und sie neuerdings in die Wälder trieb. Es war kein Wunder, wenn sie alle den Kopf und den Mut verloren hatten.

Für kurze Zeit geriet die Kolonne ins Stocken. Die Straße war verstopft. Wagen an Wagen ging am rechten Straßenrand Artillerie vor. Ein Geschütz nach dem andern, es schien kein Ende zu nehmen. Wieder ging es ein Stück vorwärts, viele Kilometer lang riß der Zug der Artillerie nicht ab. Wieder gab es eine Stockung, dabei kam der Wagen mit unseren drei Kameraden zufällig neben einen Mannschaftswagen der Artillerie zu stehen. Sofort flogen Grüße herüber und hinüber.

Schon beim ersten Wort stand es unleugbar fest, es waren Bayern. Sie strahlten über das ganze Gesicht. Ihre Uniformen waren noch frisch und sauber, also hatten sie noch nicht viel mit dem Feind zu tun gehabt.

„Wo kommt's denn ihr her?" fragten die Artilleristen.

„Aus Berlin!"

„Na, das macht aber nix, i hab a feins Stückel Rindfleisch da, wannst es haben willst?" Und schon flog ein ganzer Brocken kaltes Rindfleisch herüber, ein halbes Brot hinterher. Der Spender, ein dicklicher, älterer Mann, fiel fast über Bord dabei: „Laßt's euch gut schmecken!" rief er hinterdrein.

„Danke, wird besorgt! Aber was habt ihr denn vor?"

„Ah, gar nicht viel! Mir fahrn nur so zum Spaß a wengerl spazieren, und bei der Gelegenheit ham mir unseren lieben Freunden in Warschau a paar Kleinigkeiten mitgebracht, als Andenken sozusagen!" Er lachte dazu, daß man hätte meinen können, seine Knöpfe über dem rundlichen Bäuchlein müßten jeden Augenblick abspringen. Bestimmt paßte er gut in den Hofbräuhauskeller in München, in der rechten Hand den Maßkrug, in der linken eine Weißwurst. Und als hätte er die Gedanken erraten, fügte er hinzu: „Ja, so gfallt's uns sehr gut in der Polackei, aber es fehlt eben eins ..." und dabei machte er mit dem Arm jene Hebelbewegung, die nur ein echter Münchner richtig machen kann,

der es gewöhnt ist, den schweren Maßkrug oft und oft zum Mund zu heben.

„So schön wie im Hofbräuhaus kann es auch nicht überall sein. Dafür ist es hier auch aufregender und gefährlicher", rief Ekki hinüber.

„Ihr habt's a Ahnung, da siecht ma wieder amal, ihr Berliner habt's keinen Schimmer von München. Wenn ihr wüßtet, wie aufregend und gefährlich es im Hofbräu manchmal zugeht!"

Der Berliner beäugte achtungsvoll prüfend die schweren Lafetten. „Dann haut den Polacken doch anständig den Laden voll, daß die Ladenklingel gar nicht mehr zum Stillstehen kommt! Habt ihr auch genügend schwere Brocken mit?"

Damit hatte er aber die Ehre und das stolze Herz des Artilleristen tief getroffen. Der ereiferte sich auch gleich: „Junger Freund, bayrische Kanoniere haben immer genug schwere Brocken mit, dös merk dir ein für allemal! In solchen Sachen sind mir Bayern durchaus nicht kleinlich. Da stecken mir eahna a Feuerwerk auf, daß se glauben, die schwarze Madonna von Tschengtschau, oder wie das Nest heißt, spuckt persönlich auf sie herunter." Dann schnaufte er kräftig durch beide Nasenlöcher und brummte noch: „Wenn mir nur erscht amal richtig zum Schießen kommen würden ... ich hab eine Wut, Kreuzsakra!"

Die Motoren heulten wieder auf, der vorderste Wagen fuhr bereits an: „Also, dann macht eure Sache gut und funkt ihnen die Kombüse richtig voll! Das übrige wollen wir schon selbst besorgen!"

Der Riegel des Todes

Bis in die Nacht hinein ging die Fahrt, ehe sie in die unmittelbare Nähe von Warschau kamen. Hier hatte die leichte

und mittlere Artillerie schon überall kräftig gewirkt und ihre Spuren tief eingegraben. Ein Panzer, der beschädigt war und die gelbe Flagge mit dem schwarzen Kreuz führte, wurde vorbeigezogen. Der Schütze saß oben in der Luke, um den Kopf eine weiße Binde, durch die das rote Blut sickerte. Natürlich wurde er sofort von allen Seiten gefragt: „Wie sieht es da drin aus?" – „Wie weit ist es noch?" – „Was machen die Polen?" So prasselte es auf ihn ein.

„Sie verteidigen sich mit unglaublicher Hartnäckigkeit. Offenbar wollen sie Warschau um keinen Preis freiwillig übergeben. Sie sind eben so schlau und vertrauen auf die berühmte deutsche Humanität, wenn sie selbst natürlich auch ganz anders handeln würden. So hoffen sie, daß man die Stadt nicht bombardieren oder beschießen wird. Sie sind so mutig, weil unsere Flieger bis jetzt nur öffentliche Gebäude und militärische Ziele mit Bomben belegt haben. Es wird bestimmt noch allerhand Zirkus geben um Warschau herum, ehe die Herren da drinnen zur Vernunft kommen werden."

Die Antwort war ja recht vielversprechend, und so mancher hätte sich am liebsten auf den Panzer gesetzt und sich die ganze Geschichte selbst mit eigenen Augen angesehen. Aber vorerst ging es nicht in Richtung Warschau weiter, sondern die Wagen bogen von der Hauptstraße ab und fuhren in der einbrechenden Dunkelheit auf den unmöglichsten Wegen scheinbar planlos nach Westen, dann nach Norden und dann auf einmal wieder ein Stück zurück.

Das war zuviel für die gereizten und auf Hochspannung gebrachten Nerven einzelner. Zanksucht hockte überall zwischen ihnen und wartete nur auf den Augenblick, wo sie sich bemerkbar machen konnte. Und dieser Augenblick kam unweigerlich und unaufhaltsam. Die Ursache war, wie meist in solchen Fällen, lächerlich. Immer wieder krachte es nämlich aus einer bestimmten Richtung, und alle paar Minuten

stieg irgendwo eine Feuersäule in den schwarzen Himmel. Es war ein ganz verteufelt unangenehmes Gefühl, so durch die Nacht zu fahren und nicht zu wissen, wohin es ging, wo noch dazu überall die Feuersäulen schwerer Einschläge aufleuchteten.

„Verflucht, die Polacken funken aber mächtig aus Warschau herüber! Wenn das nur gut geht!" Günther schaute besorgt zu den immer wieder aufleuchtenden Feuern hinüber.

„Du bist doch dusselig, das sind unsere Leute, die nach Warschau hineinschießen. Jetzt hörst du den Abschuß, und..." das war der Aufschlag, wollte der andere sagen, aber es blieb eigenartigerweise mäuschenstill. Da triumphierte natürlich Günther wieder. „Siehst du, wer ist jetzt dusselig? Das war kein Abschuß, sondern ein Aufschlag! Nein, lieber Freund, mir erzählst du nichts! Solche hohe Flammen werfen die Abschüsse nicht!"

„Na ja, du willst ja immer alles besser wissen, da, das kann nie im Leben ein Aufschlag sein! Ist doch klar, aber mit dir kann man sich ja nicht unterhalten, du wirst ja immer gleich persönlich!"

„Wer wird persönlich? Ich? Du vielleicht! Du kannst es eben nicht vertragen, wenn einer eine andere Meinung hat als du. Da widersprichst du immer, genau wie neulich..."

Da aber wurde es Ekki zu dumm: „Jetzt haltet aber bald die Schnauze! Fangt mir bloß nicht mit der alten Geschichte an, sonst will ich euch mal etwas erzählen!"

Schon hakten die beiden anderen ein: „Ach du, spiel dich nur nicht hier als guter Lehrer auf!"

„Du hast es gerade nötig!"

Es wäre vielleicht noch viel weiter gegangen und hätte nach und nach alle einbezogen, wenn nicht das Kommando „Absitzen" den müßigen Streit rasch beendet hätte. Im nächsten Augenblick waren sie schon wieder die besten Kameraden, als sie sich gegenseitig das Koppelzeug zurechtrichteten.

Sie waren eben doch Frontsoldaten, und für die gab es keinen Streit, wenn es galt, eine gestellte Aufgabe zu erfüllen.

Es war so dunkel, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Vollkommene Ruhe war befohlen; jedes Klappern konnte gefährlich werden, denn sie wußten nicht genau, wo der Feind steckte.

Zur rechten Hand zog sich der Schienenstrang einer mehrgeleisigen Bahnlinie hin. Ganze Züge standen darauf. Nach vorn zu loderte eine Flammensäule, da mußte ein Bahnhof brennen. Sicherlich hatten deutsche Fliegerbomben ihn mit Volltreffern erledigt. Was sollte hier geschehen, was war los, wo lag der Feind? Tausend Fragen standen in den angespannten Gesichtern.

Kaum lagen sie im Schutz des Bahndamms, als es auch schon wieder durch die Luft peitschte: das gewohnte Pfeifen der Gewehrgeschosse. Und jetzt sickerte es auch durch: Polnische Verbände waren auf der Flucht vor den nachrückenden deutschen Truppen bis hierher gelangt und wollten nun versuchen, nach Warschau durchzubrechen, um sich hier an der Verteidigung zu beteiligen. Einige hundert Meter weiter rechts war eine Straßenkreuzung der Hauptstraße nach Warschau; auf dieser Straße mußten sie vorbeikommen und hier mußten sie aufgehalten werden mit allen Mitteln. Der Ring um Warschau mußte geschlossen werden; nichts durfte mehr hinein oder heraus.

Vorgeschobene Gruppen einer Aufklärungsabteilung waren schon mit dem polnischen Vortrupp zusammengestoßen; das nächtliche Schauspiel war eröffnet. Immer weiter schob sich die Hauptmacht nach rechts, immer in Deckung, denn der Feind sollte ja überrascht werden, so daß ihm keine Zeit mehr blieb, geordnet anzugreifen. Wahrscheinlich waren die Polen ja in einer gewaltigen Überzahl und konnten nur überraschend mit Erfolg bekämpft werden.

Ungesehen erreichten sie die Kreuzung und legten sich an

die ziemlich hohe Böschung der Querstraße. Es war eine prachtvolle natürliche Stellung, wie sie sich der Infanterist nicht besser wünschen konnte. Die Maschinengewehre wurden zu beiden Seiten der Straße verteilt und die Granatwerfer in Stellung gebracht. Mann neben Mann war der Graben gefüllt.

Sie sollten nur kommen! Wie ein unüberwindlicher Riegel lagen die deutschen Soldaten über der Fluchtstraße. Das Gewehrfeuer vorn riß nicht ab, anscheinend war links der Straße schon ein schönes Gefecht im Gang. Die Polen hatten aber wohl mehr Angst als Schneid im Leibe, denn sie begleiteten ihre Schießerei mit einem immer wieder aufflackernden Gebrüll, so daß man genau hören konnte, wo sie gerade waren und in welcher Richtung sie sich bewegten. Denn sehen konnte man nichts. Der Mond war durch dichte Wolken verdeckt. Über dem ganzen Bild lag eine ungewöhnliche Spannung.

Es ist eine harte Probe für jeden Soldaten, stillzuliegen und zu warten, bis der Feind endlich so nahe heran ist, daß er mit Erfolg beschossen werden kann. Die Augen bohren sich in die Dunkelheit, bis sie schmerzen und zu tränen anfangen, aber es gibt kein Ausruhen; jeder Augenblick der Unaufmerksamkeit kann über Leben und Tod entscheiden.

Jenseits der Straße standen zwei oder drei Häuser, die dem rechten Flügel die Sicht versperrten. Etwas weiter nach rechts fing der Wald an. Wenn sie nur nicht von dort herkamen! Ruhe, Grabesruhe lag unheimlich über der Kreuzung. Immer näher klang das Schreien der Polen. „Hurräh", brüllten sie hundertstimmig, es schien eher, als wollten sie sich selbst Mut machen oder dem Feind zeigen, wie stark und zahlreich sie waren. Soweit man es nach der Zahl der Stimmen abschätzen konnte, mußten es sehr viele sein, ein Vielfaches jedenfalls gegenüber der Zahl der Verteidiger.

Noch ahnten die Polen wohl nichts von dem furchtbaren Riegel an der Kreuzung. Mit aller Kraft suchten sie sich vom Feind zu lösen und auf schnellstem Wege auf der Straße nach Warschau weiter vorzudringen. So liefen sie unabwendbar in ihr Schicksal, das in Gestalt der entschlossenen Männer im Graben vor ihnen lag.

In langer Reihe ragten hier die Rundungen der Stahlhelme über den Straßenrand; die Augen waren weit geöffnet, sie hatten sich schon an die Dunkelheit und das nächtliche Bild gewöhnt, alle Müdigkeit war verschwunden, wie weggeblasen, jeder Muskel straffte sich in gespannter Erwartung. Entsichert waren die Gewehre – ruhig lag der Finger am Abzug. Es gehörte eine riesige Überwindung und Selbstbeherrschung dazu, in diesem Augenblick nicht abzudrücken. Die Patronentaschen waren geöffnet, und die Munition lag griffbereit. Wer wußte es denn, vielleicht konnte gerade die Sekunde des Ladens im nächsten Augenblick entscheidend sein! Das Seitengewehr war aufgepflanzt für den Fall, daß es zum Kampf Mann gegen Mann kommen sollte. Griffbereit steckte auch die Handgranate im Gürtel, und fast liebevoll streichelte die Hand über den Verschluß am Griff.

Es mochte etwa gegen zehn Uhr gehen. Das Schreien schien stehengeblieben zu sein. Oder täuschte sich das Ohr nur, weil es in der übergroßen Spannung überall etwas zu hören glaubte? Auf der Straße stand ein wenig weiter rechts ein kleiner polnischer Panjewagen. Das Pferd davor war unruhig und trippelte immer wieder im Geschirr. Es war zurückgelassen worden, wie auch hier die Gräben mit allerlei Waffen angefüllt waren. Es war totenstill im Graben der Deutschen.

Auf einmal waren sie da.

Plötzlich, ohne daß das Schreien näher gekommen wäre, tauchte in etwa fünfzig Meter Entfernung ein runder Stahl-

helm auf, dann noch einer und immer mehr –, da knatterten mit einem Male fünf, sechs deutsche Maschinengewehre los. Scharf und peitschend sangen sie ihr unerbittliches Lied des Todes.

Die Wirkung war unbeschreiblich. Im ersten Schreck sprangen die Polen alle auf und versuchten, über die Querstraße zu kommen, da sie es nicht glauben konnten, daß wenige Meter vor ihnen schon der Feind lag. Da kam auch Leben in die deutschen Schützen, überall gellte es los, und Hunderte von gezielten Schüssen pfiffen in die Reihen der Angreifer. Immer näher kamen einige von ihnen, aber es war aussichtslos, der Riegel war zu stark, es gab kein Durchkommen für sie.

Eine kleine Ruhepause trat ein, dann schwoll das Geschrei übermächtig an, und nun kam es auch näher. Die Polen hatten augenscheinlich den neuen Gegner entdeckt und wollten sich mit ihrer ganzen Wucht auf ihn werfen. Schaurig klang es, als das Geheul immer näher und näher rückte. Wenn man nur mehr hätte sehen können ...

„Jetzt gilt es, Werner!" rief Ekki, „jetzt wird es ernst!"

„Kommt enger zusammen, sie versuchen, auf der Straße durchzukommen!" Ganz dicht lagen sie jetzt nebeneinander, eine lebendige Mauer, ein Wall, der niemals wich.

Und dann war es soweit. Überall tauchten sie aus dem Graben hoch, ein wahrer Hagel von Schüssen fuhr über die Strecke hinweg, hinter den Häusern kamen sie vor, aus dem freien Feld: „Hurräh, hurräh!" Da gab es kein Halten mehr, alles, was da feuern konnte in den deutschen Linien, feuerte, was die Rohre hergeben wollten. Dumpf dröhnte das Krachen der leichten und schweren Granatwerfer dazwischen: Es gab für die Polen keinen Weg über den deutschen Riegel vor Warschau.

„Günther," zischte Werner zu seinem Freund hinüber, „da drüben liegen welche im Straßengraben! Paßt höllisch

auf, nehmt Visier auf den Grabenrand! Sie werden gleich hochkommen!"

Bis in den jenseitigen Straßengraben waren inzwischen die vordersten Polen gekommen; keine zehn Meter mehr trennten die Gegner voneinander.

„Handgranate rein!"

„Los, Mensch, mach doch!" Werner legte sich kurz auf die Seite, ein Ruck, und in weitem Bogen flog die Ladung über die Straße. Wumm! Ein dumpfer Schlag, dann sprang drüben einer hoch und wollte zurücklaufen. Er kam aber nicht weit; durch das höllische Getöse klang gleich darauf ein klagendes Stöhnen aus dem Graben über die Straße.

Anderen Polen war es gelungen, sich in den Häusern festzusetzen; von da aus feuerten sie in den Graben hinein. Sofort schickte ein Granatwerfer ein paar Dinger hinüber, und bald standen die Gebäude in hellen Flammen. Es war eine grausige, aber unendlich wertvolle Beleuchtung der ganzen Umgegend. Die Angreifer hoben sich, sobald sie die Deckung verließen, deutlich vom Hintergrund ab und boten so gute Ziele.

Wieder brach der Ansturm zusammen, aber das Schreien verebbte nun nicht mehr. In immer neuen Scharen kamen sie heran, sie wollten den Durchbruch anscheinend um jeden Preis erringen. Langsam löste sich in der Hitze des Kampfes die Verkrampfung der ersten Gespanntheit bei den Männern im Graben, sie verrichteten jetzt mechanisch und ruhig ihre Tätigkeit. Immer nach dem selben Plan: Herankommen lassen – ruhig zielen – Schuß! Kein ungezielter Schuß fiel.

„Ein MG. nach rechts sichern, damit uns die Kerle nicht in die Flanke fallen können!" Da klapperte es schon heran, das Gewehr mit den Munitionskästen; es ging an den rechten Flügel.

Die Angriffe der Polen rissen nun nicht mehr ab. Eine Weile wurde es ein wenig ruhiger, dann schwoll das Schreien

wieder an, und fast im gleichen Zuge kamen wieder neue Angreifer in den Feuergürtel herein. Die Maschinengewehre kamen nicht mehr zum Schweigen. „Hallo, spart mit der Munition, wer weiß, wie viele da noch kommen!"

Ja, wie viele würden da noch kommen? Nun dauerte das Gefecht schon fast drei Stunden, und noch immer war es nicht abgeflaut. Die Maschinengewehr-Schützen begannen schon die letzten Gurte zu zählen. Sie schossen jetzt nur noch in ganz kurzen Feuerstößen, sonst überließen sie die Arbeit den Gewehrschützen, die bei der guten Beleuchtung leichte Arbeit hatten.

Diese lagen ständig auf der Lauer; nichts entging den vielen wachsamen Augen. Was einer sah, brüllte er sofort seinem Nebenmann zu, und so ging es rasch durch die Reihen. Der Riegel stand eisern! Wieder waren Stunden vergangen, ohne daß sich etwas geändert hätte. Immer noch schossen die Polen von überallher, doch hatten sie das unsinnige Anrennen gegen die Deutschen aufgegeben.

Es gab jetzt nicht viel zu tun für die Schützen. Die Polen hielten sich in guter Deckung und boten keine Ziele mehr. Günther drehte den Kopf zu Werner hinüber: „Hast du noch eine Zigarette für mich?"

Er hatte eine, und nicht nur diese, sondern auch noch eine für sich selbst. Ein Hölzchen flammte auf, und genießerisch stießen die beiden den Rauch in die Luft. „So eine Zigarette ist etwas Herrliches, wie ein Geschenk Gottes im rechten Augenblick." Es war mit einem Male eine so große Ruhe in ihnen, obwohl noch immer die Geschosse dicht über die Deckung streiften, sie vertrauten auf sich selbst, auf ihre Kameraden und auf die guten deutschen Waffen. Und in diesem Vertrauen wuchsen sie über sich selbst hinaus und über den Feind, auch wenn er zahlenmäßig vielmal stärker war.

Allmählich graute es im Osten, und ein fahles Licht, das immer heller und heller wurde, breitete sich über die Straße.

Noch waren die Verluste im Graben verschwindend gering gegenüber der Zahl, die der Gegner verloren haben mußte. Aber immer noch schossen die Polen.

„Achtung, sie kommen von rechts aus dem Wald!" So gellte plötzlich eine Stimme vom rechten Flügel her. Einige stürzten hinüber, das MG. ratterte scharf nach rechts gegen den Waldrand, auf einmal riß die Schußfolge ab, und blutüberströmt sank der Schütze über sein Gewehr. Der nächste sprang hinzu, zog den Kameraden herunter und setzte sich selbst dahinter. Aber kaum hatte er angefangen zu schießen, als er schon mit der Hand nach der Schulter griff: „Verdammt, jetzt habe ich auch was abgekriegt, los, ein anderer ans MG.! Da, rechts von dem auffallend hellen Baum, da sitzen sie!"

Eine feindliche Maschinengewehrgarbe fuhr herüber, und auch der dritte Schütze sank in den Graben zurück. „Sa-ni-tä-ter!" Da kam er auch schon gelaufen, ein großer, starker Kerl, ein Rheinländer, wie er im Buch steht, immer voll toller Scherze; dabei verlor er seine Ruhe nie. Inmitten der Gefahr machte er sich sofort daran, einen der Kameraden zu verbinden, als auch ihn die tödliche Kugel traf. Kopfschuß!

Doch das MG. schwieg nicht! Wieder war ein Kamerad in die Bresche gesprungen. Schon wieder bellte es gegen den Waldrand, bis der Feind die Stelle fluchtartig verlassen mußte.

Immer heller war es inzwischen geworden, und die aufsteigende Sonne beleuchtete ein Bild, das sich in die Erinnerung aller, die es miterlebten, einbrannte wie mit glühendem Eisen. Immer seltener knallte es; der Mut der Polen war völlig gebrochen.

In hellen Scharen kamen sie heran, die Hände hoch in die Luft gestreckt, jammernd und schreiend. Als erster sprang ein Mann in Eisenbahner-Uniform drüben hoch und stürzte

mit hochgehobenen Armen in den deutschen Graben. Haß-erfüllt waren die Blicke der jungen Soldaten, und tiefste Verachtung für den feigen Gegner drückte sich in ihrem Blick aus. Die Schimpfworte, die er über sich ergehen lassen mußte, und die Wünsche, die ihn empfingen, waren nach dieser Nacht erklärlich.

Aber er blieb keuchend liegen, und als er endlich sprechen konnte, waren es deutsche Laute, die er hervorstieß, reine deutsche Worte.

„Gottseidank! Gottseidank! Schimpft nicht mit mir, Kameraden, ich bin ja auch ein Deutscher wie ihr alle! Die ganze Nacht habe ich da drüben am Wald in einer Mulde gelegen und habe gewartet, bis es hell wurde, bis ich in eure Reihen laufen konnte, wo ich hingehöre. Weiß Gott, es ist ein Wunder, daß es mir doch noch vergönnt war, hierherzukommen. Ihr habt ein Höllenkonzert geliefert, das ich nicht noch ein zweitesmal mitmachen möchte. Vier Jahre habe ich im Weltkrieg gekämpft, aber so etwas habe ich noch nicht erlebt!"

„Wie kommen Sie denn da drüben zu dem Gesindel?" fragte einer, immer noch mißtrauisch.

„Sie haben uns doch alle eingezogen, alle Deutschen in Graudenz, wo ich beschäftigt war. Sie haben uns gequält, wo es nur ging, haben uns dann eine Waffe in die Hand gedrückt und in die vorderste Linie getrieben: „Da, schießt nur auf eure Brüder!"

Immer größer wurde der Strom der Gefangenen; es waren so viele, daß es nur schwer möglich war, sie einzeln nach Waffen zu durchsuchen. Sie schauten betroffen, als sie den kleinen Haufen der Verteidiger sahen, und mancher bereute es jetzt, daß er seine Waffe weggeworfen hatte. Sie wurden zu Haufen zusammengetrieben und scharf bewacht.

Der Kampf war aus. Der Riegel hatte auch im stärk-

sten Ansturm der Übermacht gehalten und keinen Schritt breit nachgegeben.

Jetzt erst machte sich die lähmende Müdigkeit nach der durchkämpften Nacht bemerkbar. Solange der Kampf gedauert hatte, war sie unterdrückt worden. Jetzt sanken sie um, wo sie standen und saßen. Aber die Augen konnten sich nicht schließen, zu tief brannte das Bild in ihnen, das der Morgen enthüllt hatte: Die Straße zur Kreuzung war buchstäblich bedeckt von Menschen und Tieren, von zersplitterten Teilen der Wagen. Erschüttert stand auch der Kommandeur vor diesem Bild des Todes. Übereinander lagen sie in den Gräben, blutjunge Burschen darunter; man hatte sie offenbar betrunken gemacht und dann nach vorne gejagt. Sinnlos waren sie alle in den Tod gelaufen. Das Jammern und Klagen der vielen Verwundeten lag darüber ... der Tod hatte reiche Ernte gehalten.

Aber es war keine Zeit für Gefühle, es war Krieg, und dieser Krieg fragte nicht nach Gefühlen. Je schneller Polen geschlagen war, desto schneller war auch diesem Blutvergießen ein Ende gesetzt. Der Hof links der Straße wurde in aller Eile als Sammelstelle der Verwundeten und Gefangenen eingerichtet; er war bald so voll, daß kein freier Fleck mehr blieb. Als die deutschen Verwundeten geborgen waren, verließen so manchen die Kräfte, und er fiel am Straßenrand nieder, nur um für einen Augenblick auszuruhen.

Gegen Mittag ließ der Kompaniechef antreten. Stumm standen sie da in Reih und Glied wie früher auf dem Kasernenhof, und der Chef senkte trauernd den Kopf, als er die vielen Lücken in den Reihen sah.

„Wer seine toten Kameraden von heute Nacht noch einmal sehen und von ihnen Abschied nehmen will ..." Seine Hand deutete nach dem Graben rechts.

Sie gingen alle hinüber, scheu und stumm, blieben für einen Augenblick stehen und gingen erschüttert weiter. Man-

cher dachte vielleicht daran, daß er ebenso hätte daliegen können, und daß dann seine Kameraden an **ihm** vorbeigehen würden. Treue Kameraden! Sie hatten ihre Pflicht erfüllt bis zum letzten Atemzug! Sie waren nicht tot und vergessen! Solange noch einer der Überlebenden für Deutschland kämpfte, solange waren sie mit dabei bei den Mühen, beim Sieg, den auch sie mit erfochten. Nicht nur die Lebenden, auch die Toten waren die Sieger!

Und die Lebenden würden siegen, das versprach den gefallenen Kameraden jeder, der jetzt an ihnen vorüberging. Sie würden siegen oder ihnen nachfolgen in den Tod.

Sie waren alle so entsetzlich müde, daß sie sogar gegen das Essen gleichgültig waren. Die Feldküche hatte wieder eine kleine Heldentat vollbracht und sich bis in die vorderste Front durchgeschlagen. Da stand sie nun mitten auf der Straße zwischen den toten Zeugen der Blutnacht und brachte Kaffee und Brot. Aber die meisten mußten sich heute zum Essen zwingen; denn essen mußten sie, sonst waren sie den kommenden Strapazen nicht gewachsen. Die Sonne brannte schon wieder heiß herunter und beleuchtete unbarmherzig das Bild auf der Straße des Todes.

Ihre heißen Strahlen steigerten noch die lähmende Müdigkeit der Männer und ließen das Fehlen des Schlafes doppelt fühlen. Sie wollten nur Ruhe. Wenigstens diesen Nachmittag über hätten sie doch Ruhe verdient! Mitten im Essen jedoch ging es plötzlich wieder los. Schüsse pfiffen über die Köpfe hin und schlugen hier ein und dort; auch die Feldküche bekam ihr Teil ab.

Es würde wieder keine Ruhe geben ... Nachmittags sollte gegen den immer noch schießenden Feind ein breit angelegter Angriff vorgetragen werden. Vorerst mußten jedoch die Gefangenen abgeführt werden. Es war teilweise ein schlimmes Gesindel. Man mußte sich höllisch vorsehen; denn diese Kerle waren zu allem fähig, seit sie erkannt hatten,

wie klein die Zahl ihrer Bezwinger gewesen war. Immer wieder kamen Deutsche und drückten ihren Kameraden in der grauen Uniform, ihren Befreiern, die Hand in stummem Dank. In ihren Augen stand noch das Leid, das sie hatten durchmachen müssen, stand die Qual, die sie erduldet hatten, als man sie gegen die eigenen Brüder in den Kampf getrieben hatte.

Dazwischen bot sich ein Anblick, der den deutschen Soldaten das Blut in den Adern zum Wallen brachte: Flintenweiber! Frauen in der grünen polnischen Uniform, die Mütze frech und schief auf dem schwarzen Haar. So hatten sie gestern hinter den Gewehren gelegen und hatten geschossen, Weiber hinter Maschinengewehren, Weiber hinter den Flinten! Es gab nichts Gräßlicheres für einen deutschen Soldaten. Hatten sie den Krieg zu führen gegen Soldaten oder gegen Frauen?

England – dein Werk!

Ganz vorn lag ein polnischer Offizier, den erstorbenen Blick gegen die deutschen Reihen gerichtet, die Hand noch immer um den Säbel gekrampft. Die Brust war ihm zerrissen; mitten im Vorstürmen mußte ihn das tödliche Geschoß erreicht haben. Ein blutjunger Mensch war er, kaum viel älter als zwanzig.

Sein Rock war aufgerissen worden, und neben ihm im Graben lag seine Brieftasche. Auf dem Rückzuge noch hatte das polnische Gesindel den eigenen Toten beraubt. Es graute einem beim Anblick der durchwühlten Brieftasche; alles hatten sie herausgezerrt, bis sie wohl das gesuchte

Geld gefunden hatten. Im Schmutz lagen die Papiere des toten Offiziers, etwas abseits ein Briefumschlag, der eine Anschrift mit großen energischen Schriftzügen trug. Offenbar war dieser Brief erst vor kurzem geschrieben worden, und der Absender war noch nicht dazugekommen, ihn zur Post zu geben.

Dieser Brief des gefallenen polnischen Offiziers enthüllte ein erschütterndes Bild des ganzen polnischen Trauerspiels und zeigte wie ein Ankläger klar den wahren Schuldigen dieses Krieges; in seiner Einfachheit wies er auf einen hin, der die ganze Verantwortung für das vergossene Blut trug: England! Übersetzt lautete der Brief:

„Lieber Zdenek!

Verzeih bitte, daß ich so lange nichts von mir habe hören lassen. Es hat sich aber in den letzten Tagen so viel zugetragen, so viel Unglaubliches, daß ich gar nicht die Zeit hatte, um zur Feder zu greifen und erst alles verdauen und begreifen lernen mußte, ehe ich es Dir schreiben konnte.

Mein lieber Bruder, ich kann es verstehen, daß Du genug von diesem blutigen Ringen in unserem schönen Vaterland hast; ich kann es verstehen, denn ich kann mir vorstellen, was es für ein Gefühl der Verantwortung ist, wenn man verheiratet ist und für das Leben von drei Kindern einstehen muß und um sie bangt. Aber haltet nur aus da unten im Süden, es gilt ja eine große Sache, es geht um Polen!

Glaub mir, auch mir wird es hier nicht leicht. Ich bebe manchmal vor Wut, wenn immer wieder und wieder der Befehl zum Rückzug kommt. Es ist mir unbegreiflich, daß wir hier an der gefährdetsten Stelle gar keine Unterstützung und Verstärkung bekommen. Ich muß es Dir schon sagen, der Zustand der Truppenteile, die hier mit mir zurückgehen, ist nicht erfreulich. Und was die Deutschen anbetrifft, so muß

ich eingestehen, daß ich, was ihre Einschätzung angeht, geradezu wie vor den Kopf geschlagen war. Ich habe mich nie Einbildungen hingegeben über die deutschen Soldaten, aber daß ein Volk, das innerlich so zerrissen war wie Deutschland, mit einer solchen Begeisterung und mit solchem Schwung kämpfen könnte, das hätte ich nie geglaubt.

Aber anscheinend ahnen die Deutschen noch gar nicht, auf welchem verlorenen Posten sie ihr Leben und ihr Blut einsetzen. Ich wünsche nichts mehr, als daß man ihnen endlich den wahren Sachverhalt erklären könnte. Sie ahnen wahrscheinlich noch gar nicht, daß sie hier ohne Hinterland kämpfen, daß ihr Vaterland, für das sie zu sterben glauben, längst nicht mehr hinter ihnen steht.

Du wirst ja selbst von den letzten Erfolgen unserer Verbündeten im Westen gehört haben, also wirst Du es wissen, daß die Engländer, unsere Freunde, die sofort an unsere Seite getreten sind, als unser Land in Gefahr war, in Hamburg einmarschiert sind, so daß die größte deutsche Hafenstadt in ihrer Hand ist. Es ist ein schönes Gefühl, zu wissen, daß die deutsche Flotte, sofern sie nicht auf die hohe See versprengt wurde, vernichtet ist. Das hätte ich mir in den kühnsten Wunschträumen nicht erhoffen können. Wie weit die Verbündeten, Frankreich und England, inzwischen über den Rhein vorgedrungen sind, davon fehlen uns hier die Nachrichten; wenn sie aber den Vormarsch der ersten Tage in gleichem Maße fortgesetzt haben, dann müssen sie schon tief in Deutschland stehen.

Es ist ein Glück, daß wenigstens langsam das Volk zur Vernunft kommt, wie die Revolution in Berlin beweist. So kann viel Blut gespart werden, denn eine so große Stadt wie Berlin hätte doch viele Opfer gefordert. Ja, wenn man das den Deutschen, die da hinter uns herdrängen, klarmachen könnte! So stoßen sie immer heftiger vor; offenbar wollen sie Warschau erreichen. Ich glaube jetzt auch zu wis-

sen, warum wir hier keine Verstärkung bekommen. Wir sollen ruhig zurückgehen, bis wir die Deutschen tief ins Innere gelockt haben, dann werden unsere Nord- und Südarmeen den furchtbaren Ring um das gesamte deutsche Heer schließen und so die Übergabe erzwingen. Die Nordarmee hat ja Gottlob Ostpreußen im ersten Ansturm überrannt und dieses alte polnische Gebiet mit dem Mutterlande vereint. Ich bin so stolz, daß ich das erleben kann.

Nun aber geht es hinein in die weiten slawischen Siedlungsgebiete an der Oder, die dem polnischen Volk in so heimtückischer Weise geraubt worden sind. Ich möchte dabei sein, wenn unsere Truppen mit den Engländern und Franzosen gemeinsam in Berlin einziehen, nachdem auch dieses slawische Land, unser altes „Braniborsko" (Brandenburg), wieder heimgekehrt ist zu Polen. Das soll eine neue Zeit werden, eine Ära Polens – Großpolens! Unser stolzer Marschall Rydz-Smigly wird uns die Fahne vorantragen bis zum endgültigen Sieg. Großpolen wird aber nicht nur in Europa, sondern in der ganzen Welt seinen befreundeten Mächten ebenbürtig zur Seite stehen.

Du fragst in Deinem letzten Brief, warum ihr an eurer gefährdeten Stelle keine englische Hilfe bekommt und warum ihr die englischen Flugzeuge nicht sehen könnt. Hörst Du denn keine Nachrichten? Kannst Du denn nicht begreifen, wie die Westmächte vorgehen wollen? Was nützen uns hier die englischen Truppen, wir brauchen sie nicht. Wir haben selbst eine starke Armee, die ihr Land zumindest verteidigen kann. Und die Engländer schwächen den Feind in seinem Rücken, denn dort kann seine Vernichtung nach englischer Meinung viel gründlicher und nachhaltiger erfolgen. Wir und mit uns die englischen Freunde wollen nicht einen Sieg über Deutschlands Heer, sondern wir kämpfen gemeinsam für Deutschlands Vernichtung, um Großpolen schaffen zu können und der Welt den Frieden zu geben, den Frieden

eines starken polnischen Volkes in seinem natürlichen Lebensraum.

Die englischen Flugzeuge könnten uns hier übrigens auch nicht viel helfen. Wie wir aus den Nachrichten erfahren haben, werden sie nur deswegen im polnischen Gebiet nicht eingesetzt, weil ihre Bomben, deren furchtbare Wirkung wir in so vielen Aufklärungsfilmen bewundert haben, doch nur polnisches Gut zerstören würden und wir nachher alles selbst wieder aufbauen müßten. Dieser Grund wird Dir doch wohl einleuchten. Ich verstehe – und das muß ich ehrlich sagen – den Grund Deiner nicht gerade rosigen Stimmung gar nicht. Daß Ihr schwere Verluste habt, das hat doch in diesem Falle nicht viel zu sagen, das ist eben der Krieg! Wir sind hier auch nicht besser dran, doch das ist ganz verständlich bei der Heftigkeit der verzweifelten deutschen Angriffe. In ihrer Verzweiflung verdoppeln sie ihre Kräfte, zumal doch auf unserer Seite kein hartnäckiger Widerstand geleistet werden kann und soll.

Wie mag es wohl Vater und Mutter zu Hause gehen? Ich mache mir manchmal Sorgen, daß ich solange keine Nachricht von ihnen bekommen habe, aber es wird eben nicht anders gehen, zumal wir doch von Tag zu Tag unseren Standort gewechselt haben. Was macht denn Deine Verwundung? Ich hoffe, daß sie nicht ernsterer Natur ist. Solltest Du trotzdem auf ein paar Tage nach Hause kommen, dann suche auch die kleine Anjuschka auf und richte ihr tausend Grüße von mir aus. Sage ihr auch, daß ich ihr oft schon geschrieben habe, aber wahrscheinlich hat sie die Post aus dem Felde noch nicht bekommen und wird sich nun bestimmt sehr große Sorgen um mich machen.

Sag ihr, daß es mir sehr gut geht, und sag ihr auch, daß ich hoffe, bald zum Hauptmann befördert zu werden. Wenn dieser Krieg zu Ende ist – und davon sind wir alle überzeugt, daß das bald der Fall sein wird –, dann will ich auch

keinen Augenblick mehr zögern, dann soll sie zu Weihnachten schon „Frau Hauptmann" sein, und wenn wir die Hochzeit in Berlin feiern müßten!

Doch nun muß ich schließen, denn es geht wieder weiter, wir wollen heute noch Warschau erreichen und hier endlich den Spieß umdrehen und den Deutschen mit Hilfe der starken Besatzungstruppen unserer Hauptstadt die kalte Schulter zeigen. Von dort schreibe ich Dir dann mehr. Bis dahin wünsche ich Dir beste Genesung. Also schreibe mir nie wieder solche verzagten Briefe! England wacht über Polens Schicksal und steht uns zur Seite, wie ein Freund dem anderen eben zur Seite steht bis zum letzten Atemzug, darauf sollst auch Du vertrauen!

Ich grüße Dich, und auf Wiedersehen im freien Großpolen! Dein Stanja."

So also kämpfte Großbritannien! So sah die Hilfe des Freundes aus, der sich bis zum letzten Atemzug für das gegebene Wort einsetzte. Armes Polen! Wie groß war sein Vertrauen zu diesem Volk, das von Geschäftemachern, von Juden und von Kriegshetzern regiert wird!

*

Auch die drei Kameraden hatten sich im spärlichen Schatten eines Obstbaumes zur Ruhe hingeworfen. Ekkis Kopf ruhte auf dem Stahlhelm; auf seinen Augen glaubte er eine Bleidecke zu spüren. Aber an Schlaf war nicht zu denken. Er hatte den Mund halb geöffnet, und seine Brust hob und senkte sich in langen, tiefen Atemzügen. Werner lag quer zu ihm; er hatte seinen Kopf auf Ekkis Oberschenkel gebettet. Ihn hatte der Schlaf sofort übermannt. In der Hand hielt er noch eine große Tomate, die er angebissen hatte, bevor ihn die Erschöpfung überwältigte.

Günther hatte sich noch einmal in dem Gemüsegarten des Hauses nach irgend etwas Verzehrbarem umgesehen, als

das Schicksal wieder einmal mit rauher Hand diese selige Ruhe störte.

„Ach, Sie da, Sie können doch polnisch, kommen Sie doch mal her!"

Wie ein Peitschenschlag traf dieses vom Kasernenhof her gefürchtete „Ach-kommen-Sie-doch-mal-her!" in Günthers eingeschlafene Gedankenwelt. Ein vernichtender Blick streifte den Oberscharführer, der diese liebevolle Aufforderung an ihn gerichtet hatte. Aber was nützte das, Befehl ist Befehl. Na, tröstete er sich, vielleicht wird es nicht so schlimm werden. Aber als er dann den Hof des Gebäudes betrat, schwante ihm nichts Gutes, und er hätte sich gerne wieder in den Hintergrund verdrückt, dorthin, wo die Kameraden in seliger Ruhe sich von den Strapazen der letzten Kämpfe zu erholen begannen.

Da standen in wirren Haufen Hunderte von Gefangenen, ein finsteres Gesindel, verdreckt und zerlumpt und mit Gesichtern, daß man schon beim bloßen Anblick genug hatte. „Oberscharführer ...?" Günther baute mit ergebener Miene vor dem Vorgesetzten ein mehr als zweifelhaftes Männchen, während er sich mit der linken Hand vergeblich abmühte, den wieder einmal abgerissenen Hosenträger irgendwo an eine Drahtschlinge der Hose anzubinden.

„Ja, was machen wir denn nun mit dem Volk hier?" Der Vorgesetzte ließ seinen Blick zweifelnd zwischen Günther und den immer zahlreicher werdenden Haufen polnischer Kriegshelden hin und her schweifen.

„Also machen Sie den Engeln hier, die so unschuldig dreinschauen, als könnten sie keiner Katze auf den Schwanz treten, irgendwie klar, daß sie antreten sollen. Und dann holen Sie Ihre Kameraden und führen Sie die Leute dahinten in das Dorf zum Bataillonsgefechtsstand!"

Damit war der Fall für ihn erledigt, und Günther blieb mit seiner Wut und seinen zerquetschten Tomaten in der

Hosentasche allein, während er nachdenklich das wirre Durcheinander der Polacken betrachtete. Dann drehte er sich um und versetzte bald darauf dem nichtsahnenden Werner einen mehr kräftigen als liebevollen Druck mit der Stiefelspitze an die Stelle, die sonst eigentlich zum Sitzen da ist. Werner fuhr hoch, schaute ihn mit weitaufgerissenen Augen an, denen man jedoch ansah, daß sie vorläufig überhaupt nichts begriffen. Aber es half nichts, fluchend und die ganze Welt verwünschend, mußte er sich hochrappeln. Bald darauf standen die beiden mit ziemlich ratlosen Gesichtern vor den abzuführenden Gefangenen. Werner schielte mit einem säuerlichen Lächeln zu Günther hinüber. Dann zeigte er mit dem Daumen auf die Polen und sagte halb belustigt: „Na, dann schieß los mit deinen Kenntnissen, jetzt kannst du mal befehlen wie seinerzeit dein Ausbilder auf dem Kasernenhof!"

Günther nahm Haltung an, schob das Kinn grimmig vor und brüllte in einem Gemisch aus polnischen und tschechischen Wörtern die ganze Gesellschaft in den grünen Uniformen an: „Pozor! Po drschech do rschady!"

Der Erfolg war verblüffend. Während Günther noch zwei- oder dreimal den verständnislosen Gesichtern den gleichen Befehl entgegenschrie, kam ein toller Wirbel in die Blase. Ein wildes Durcheinander hob an. Die Hälfte starrte mit aufgerissenen Augen und Mündern den neuen Kommandanten an, und man merkte, daß sie kein Wort begriffen hatten. Die andern schrien durcheinander, jeder tat etwas anderes ...

„Es ist aussichtslos!" Günther ließ gottergeben die Hände in die Hosentaschen sinken. So ging das also nicht!

Auch Werner hatte dazwischengebrüllt und den Wirrwarr dadurch nur noch größer gemacht. „Mensch, Günther, schauen wir bloß, daß wir bald von hier wegkommen! Das Durcheinander wird ja von Minute zu Minute größer", und er

deutete dabei auf die immer neu zuströmenden Horden der gefangenen Polen.

Da kam Günther ein glänzender Gedanke. In deutscher Sprache schrie er in den Haufen hinein: „Wer kann hier deutsch?"

Sogleich drängten sich drei verwegene Gestalten aus dem Haufen und fingen ein fürchterliches Gewäsch in halb deutschem, halb polnischem Kauderwelsch an. Günther griff einen heraus, der die Unteroffizierstressen am Kragen hatte. „Los, Sie da, passen Sie mal auf!"

Der Kerl, der gut drei Köpfe kleiner war als die beiden Deutschen, nahm Haltung an und drückte die Brust heraus, so daß beinahe die Knöpfe von der Jacke absprangen. Günther blickte ihn mit zusammengezogenen Brauen fürchterlich ernst an, dann hielt er folgende feierliche Ansprache:

„So! Hiermit befördere ich Sie zum Oberbefehlshaber dieser Truppe. Sie sind mir verantwortlich, daß alles nach unseren Befehlen geschieht, sonst ..." Dabei machte er mit der Hand die bekannte Gebärde des Halsabschneidens. Gleichzeitig fiel sein Blick auf eine uralte, verdreckte Pistole im Straßengraben. In einer plötzlichen Erleuchtung hob er sie auf, nahm mit einem schnellen Griff das Magazin heraus und reichte das Unding mit ernstem Blick dem neugekrönten polnischen Oberbefehlshaber. Der blähte sich vor Stolz noch einmal so dick auf und steckte die „Waffe" ehrerbietig in den Gürtel. Dann drehte er sich um, ließ sein Führerauge über seine Untertanen schweifen, und dann fiel ein Sprudel polnischer Worte über diese her, deren Wirkung überraschte. Dabei fuchtelte er mit seinem schauerlichen „Mordwerkzeug" in der Luft herum, bis nach wenigen Minuten der wilde Haufen richtig in Dreierreihen dastand. Dann trat er heran und erstattete den beiden Kameraden eine zackige Meldung, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Günther und Werner konnten das Lachen nicht mehr ver-

beißen, sie nahmen die Gewehre in die Hand und setzten sich hinter den unheimlich langen Zug, während der polnische Unteroffizier stolz die Spitze anführte. So zogen sie durch den tiefen Staub dem in der Ferne sichtbaren Kirchturm entgegen.

Endlich erreichten sie das kleine Dorf, und mit müden Gliedern machte sich Werner auf die Suche nach dem Bataillonsgefechtsstand. Nach einer Weile kam er zurück, schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln. „Du, Günther, ich glaube, da sind wir mächtig reingefallen. Das Dorf ist ganz leer, – nicht einmal ein Huhn konnte ich finden", setzte er mit tiefem Bedauern in der Stimme hinzu.

„Verdammt! Sollten sich die in der Zwischenzeit woanders hin verzogen haben? Na, dann stehen wir ja fein da mit der kostbaren Fracht hier." Dabei hatte er sich hingesetzt und schaute in die teils ängstlichen, teils verbissenen Gesichter der Polen. „Jetzt stell' dir mal vor, daß ein paar von diesen Kerlen über uns und unsere beiden lächerlichen Gewehre herfielen! Mann, eigentlich sind sie doch eine ganz schlappe Bande! Da stehen nun zweihundertfünfzig solche Kerle und lassen sich von zwei müden deutschen Soldaten mit verdreckten Gewehren abführen wie eine Herde Schafe!"

Aber Werner hatte jetzt keine Zeit für geistreiche Überlegungen, ihn berührte viel mehr, was mit diesen Leuten nun eigentlich geschehen sollte.

Da entdeckte sein wachsames Auge plötzlich hinter einem kleinen Haus den Gefechtsstand irgendeines Artillerieregiments. Mut ist alles, dachte er sich, und im nächsten Augenblick stand er vor dem erstaunten Major von der Artillerie, baute ein vorbildliches Männchen, sprudelte irgendeine Meldung herunter, machte zackig kehrt und war im nächsten Augenblick hinter dem Haus verschwunden, wobei er Günther einen Wink gab, ihm zu folgen. Dabei grinste er übers ganze

Gesicht; man sah ihm an, daß er sich über irgend etwas ganz unbändig freute.

Als sie schon ein gutes Stück weg waren, hörten sie hinten aus dem Dorf noch eine rufende Stimme, aber die beiden sahen und hörten nichts mehr, sie waren auch nicht mehr zu sehen; denn sie hatten sich längst durch das Gestrüpp eines Maisfeldes in Richtung ihres Ausgangsortes davongemacht. Erst nach einer Weile verschnauften sie, und Günther gab Werner einen leichten Rippenstoß: „Mensch, wie hast du das fertiggebracht? Ich sah mich schon im Geiste weitere zehn Kilometer mit der ganzen Abteilung nach dem nächsten Dorf tippeln!"

Das Grinsen vertiefte sich noch, dann erzählte Werner: „Das war nur eine plötzliche Eingebung, sonst müßten wir tatsächlich noch im Staub umherziehen. Aber wie ich da vorhin um die Hausecke kam, hörte ich doch, wie irgendeiner den Artilleriemajor mit Major Langer ansprach. Na, da fiel mir eben das Richtige ein, ich ging hin, fragte frech nach Herrn Major Langer und da ich sah, daß auch hinter dem Haus einige wenige polnische Gefangene von seinen Soldaten bewacht wurden, dachte ich mir, daß das hier wohl die günstigste Stelle zur Ablieferung unserer Schützlinge sei. Ich meldete, daß ich 246 polnische Offiziere und Mannschaften ordnungsgemäß abliefere, machte schleunigst kehrt, ehe der verdutzte Major irgend etwas dafür oder dagegen sagen konnte, und war heilfroh, als ich das Haus im Rücken hatte. Schließlich können wir doch nicht tagelang hier in der Gegend herumlaufen!"

Nun war das fröhliche Grinsen auch auf Günthers Gesicht. Er klopfte dem Kameraden kräftig, aber um so anerkennender auf die Schultern, dann steckten sie sich beide je eine halbe Zigarette an, hängten den Stahlhelm an die Patronentaschen und stapften zu ihrer Einheit zurück.

Laßt die Kinder leben!

Der Nachmittag brütete über dem Feld der Toten, aber noch immer pfiff es hin und wieder über die Felder; es wollte keine Ruhe werden. Überall mußten sich noch einzelne Polen versteckt halten, die den aussichtslosen Kampf noch nicht aufgeben wollten.

Aus diesem Grunde wurde eine Säuberung des Geländes befohlen, die endlich diesen Kräften das Handwerk legen sollte. Mühsam rappelten sich die Soldaten auf; sie waren so müde nach der furchtbaren Nacht, daß sie kaum noch auf den Beinen stehen konnten. Schon wieder weiter? Doch als die ersten schwersten Schritte überwunden waren, war die lähmende Müdigkeit in den Gliedern verflogen; denn es ging ja wieder dem Feinde nach.

Durch Gärten, über Felder und Wiesen, immer am Bahndamm entlang ging es in der Richtung vor, in der sich die Polen heute früh, soweit sie sich nicht ergaben, zurückgezogen hatten. Überall lagen auf den Feldern noch die Opfer des vergeblichen nächtlichen Ansturms. Vor dem nächsten Dorf kam ihnen meckernd eine Ziege entgegengelaufen; schwer hing ihr das Euter herunter. Sie lief immer mit den vorgehenden Soldaten mit und immer wieder stieß sie auffordernd ihr Gemecker aus. Offenbar war sie schon lange nicht mehr gemolken worden und wollte nun nicht eher weggehen von den Menschen, als bis sich jemand ihrer annahm. Aber jetzt war keine Zeit für sie, keiner konnte sich aufhalten und dem Tier helfen. Vielleicht kamen die Bauern bald wieder zurück ...

„Jedes einzelne Haus genau durchsuchen!" kam jetzt ein Befehl. Das war zwar stets eine ziemlich gefährliche Sache, machte aber im allgemeinen Spaß.

Werner, Ekki und Günther gingen dicht zusammen. Sie hatten einen Streifen erwischt, wo ein Haus am anderen stand, also eine ziemlich anstrengende und aufregende Sache. Das erste war ein großer Hof, größer als die anderen umstehenden Gebäude.

„Ekki, du bleibst draußen und schießt alles über den Haufen, was fliehen will, wir untersuchen inzwischen die Bude!" Das Gewehr mit dem aufgepflanzten Seitengewehr gefällt und in der Seite eingeschoben, traten die beiden anderen durch das große Tor. Einsam und wie ausgestorben lag der große Hof da.

„Diese Ruhe gefällt mir nicht, ich habe vorhin deutlich gesehen, daß sich hier etwas bewegt hat", brummte Günther vor sich hin. Sie schritten langsam quer über den Hof weg, auf das Wohngebäude zu. Ihre Augen gingen dabei immer in der Runde, die Ohren waren gespitzt.

Die Tür des Wohnhauses stand weit offen, und kein Laut drang aus dem Innern. Vorsichtig, immer den Finger am Abzug, traten sie ein.

„Was ist denn das jetzt?" fragten sie wie aus einem Munde. In dem ersten Raum, der wohl die Küche darstellte, war der ganze Fußboden mit Uniformstücken aller Art besät. In ganzen Haufen lagen die grün-braunen polnischen Uniformen herum.

„Also solche Helden sind das! Ich habe mich schon immer gewundert, daß so viele Zivilisten unter den Gefangenen waren!"

„Natürlich," pflichtete Günther ihm bei, „das ist mir auch schon aufgefallen."

„Also so machen es die Herren polnischen Soldaten. Wenn es brenzlig wird, dann schmeißen sie einfach die Flinte weg, ziehen ihre bunten Röcke aus und erscheinen im nächsten Augenblick als harmlose Zivilisten vor uns, mit einem Gesicht, daß man meinen könnte, sie hätten noch nie in ihrem

Leben eine Flinte gesehen, geschweige denn ein Maschinengewehr! Und vor wenigen Minuten haben sie noch wie die Wilden losgeballert, haben in den Bäumen und Hecken gesessen und so manchem Kameraden schwere Stunden bereitet!"

„Feiges Gesindel!" Werner spuckte verächtlich aus. „Gegen so etwas kämpfen wir nun mit unserem Leben! Man sollte wirklich keinen Unterschied mehr machen zwischen Zivilisten und Militär. Sie tun es ja auch nicht, und nachher lachen sie sich noch eins ins Fäustchen, wie sie die gutmütigen Deutschen drangekriegt haben!"

Das Haus war leer, und die beiden gingen jetzt über den Hof auf die Scheune zu. Kaum aber hatten sie ein paar Schritte in dieser Richtung getan, als plötzlich mit einem Wehgeschrei aus dem Stroh eine schwarze Gestalt sprang und mit langen Sätzen durch den Garten raste, daß die Schöße des langen Kaftans nur so flogen. Der schwarze Bart und die gebogene Nase verrieten die Herkunft so deutlich, daß es des Geschreis nicht bedurft hätte, um seine Rasse zu erkennen.

Schon hatte Ekki das Gewehr im Anschlag, als Werner ihm zurief: „Laß ihn laufen, Ekki, der hat die Hosen so voll, daß er sowieso nicht weit kommt; außerdem rennt er ja genau in die erste Gruppe hinein. Die empfangen ihn schon mit der gebührenden Hochachtung!"

Und tatsächlich, dort drüben warteten sie schon mit offenen Armen auf den heldenhaften Sohn Judas; ehe er sich von seinem tödlichen Schreck erholt hatte, mußte er schon über das Woher und Wohin Auskunft erstatten, was ihm angesichts der Tatsache, daß er wie fast alle seine hiesigen Glaubensgenossen deutsch sprach, ganz leidlich gelang.

Günther hatte inzwischen den Strohhaufen einer näheren Untersuchung unterzogen. Dabei stieß er auf etwas Hartes; vorsichtig zerrte er einen kleinen, braunen Koffer her-

vor, der sich der Hebelwirkung des Seitengewehres nicht lange widersetzen konnte.

„Ah, das hätte ich mir denken können, der feine Herr in dem schwarzen Kaftan ist natürlich ein tüchtiger Kaufmann." Mit diesen Worten hoben seine Finger eine schöne Flasche empor. Werner kam näher und versuchte, die Schrift zu entziffern: „Wodka ... 45 Prozent!"

„Jawohl, das ist das Richtige für kalte Nächte!" Eine Flasche nach der anderen kam ans Tageslicht, wurde liebevoll betrachtet und verschwand in den Brotbeuteln.

„Das sieht dem schwarzen Gesellen ähnlich, natürlich ein Schnapshändler, da müssen wir gleich einmal kosten und auf das Wohl des edlen Spenders anstoßen." Zwei Flaschen, schnell entkorkt, klangen aneinander und wurden an die Lippen geführt. Aber im nächsten Augenblick schon setzten sie die Flaschen ab; beide mußten loshusten, daß es nur so spritzte.

„Aaaaach! Menschenskind, das reißt einem ja die Gedärme auseinander! Das brennt wie Feuer im Magen!" Nach einer kleinen Weile, während sich die erregten Schlund- und Magenwände langsam beruhigten, stellte Werner sachlich fest: „Aber gut ist es, und es wärmt."

Nach diesem freudigen Vorfall ging es an die weitere Durchsuchung des Hofes. Schon wollten die drei ohne Ergebnis wieder abziehen, als es Ekki einfiel, auch die Tür zu öffnen, die anscheinend zu einem Brunnen oder einem Keller führte. Er steckte den Kopf in die schwarze Öffnung und brüllte aufs Geratewohl hinunter: „Rauskommen, aber sofort!" Er wollte eigentlich noch hinzusetzen: „Wenn einer drinnen ist", aber ein eilfertiges Trappeln vieler Füße auf Steintreppen verschlug ihm die Rede. Kurz darauf erschienen mehrere verwildert und zerlumpt aussehende Gestalten in der Tür; die Wickelgamaschen und grünen Hosen wiesen sie als

Angehörige des polnischen Heeres aus. Sie streckten die Arme weit von sich, und eine Flut von polnischen Worten flog über die erstaunten Deutschen.

„Kde mate bronje ...?" Günther prunkte mit seinen Kenntnissen der polnischen Sprache, und wenn es auch vielleicht nicht ganz den grammatikalischen Regeln entsprach, was er da sagte, die Polacken hatten sofort verstanden, daß er sie nach den Waffen gefragt hatte.

„Njemame! Wir haben nicht mehr!" So schrien sie durcheinander. Aber die Deutschen waren schon gewitzigt im Umgang mit dem polnischen Gelichter, also versuchte es Ekki noch einmal mit einer Überrumpelung. Er zeigte in den dunklen Treppenschacht: „Da unten habt ihr doch Gewehre, nicht? Los, alle wieder hinein! Keiner kommt mir ohne seine Flinte und die dazugehörige Munition wieder!"

Und siehe da, auf einmal wußten sie ganz genau, wo sie die Waffen zu suchen hatten. Nach einer Weile brachte jeder mindestens ein Schießeisen herangeschleppt, das natürlich – wie sie alle einstimmig behaupteten – nicht ihm gehörte, sondern von den geflüchteten Spießgesellen zurückgelassen worden war. Gleichviel ... an einer steinernen Brüstung mußten sie erst einmal unter Aufsicht der drei Deutschen ihre schönen Karabiner und Gewehre in kleine Teile zerlegen, was durch mehrmaliges, kräftiges Aufschlagen schnell und einfach erreicht wurde. Im übrigen waren sie froh, daß sie sich dem nächsten Zug von Gefangenen anschließen durften, ohne in nähere Berührung mit den gefährlichen deutschen Soldaten zu gelangen.

Die nächsten Häuser waren alle geräumt, trotzdem fanden sich überall ganze Stapel von Munition und Waffen aller Art, die in der Hast liegengelassen worden waren.

Als letztes war ein kleines Häuschen übrig geblieben. Von weitem schon war die Gestalt einer älteren Frau zu bemerken, die vor der Tür stand, gleichsam ein Wachtposten

gegen alle Feinde. Kaum waren die Deutschen näher herangerückt, als sie ihnen schon schluchzend und kreischend entgegengelaufen kam. Sie warf sich in den Staub des Weges; in dicken Bächen rannen ihr die Tränen über die Wangen, während ihre Arme versuchten, die Füße der Deutschen zu umfassen und sie zu halten. Dabei sprachen ihre Lippen immer wieder die selben verzweifelten Worte in gebrochenem Deutsch.

„Laßt die Kinder leben ...! Um Gottes und aller Heiligen willen, laßt mir meine Kinder leben! Sie können doch nichts dafür, ach, liebe, gute Soldaten, laßt doch die Kinder leben!"

Immer wieder kam ein neuer Tränenstrom, und ihre Hände umfaßten die Knie des nächsten deutschen Soldaten. Der konnte keinen Schritt weitergehen, wenn er der Frau nicht wehtun wollte.

Er versuchte, sich freizumachen, aber die Verzweifelte wich nicht von seinen Füßen.

„So hören Sie doch auf, Frau, es tut niemand Ihren Kindern etwas, auch Ihnen nicht!"

„Nein, Herr, nein! Nicht hineingehen!" Auf den Knien rutschte sie den Deutschen nach. „Bitte, bitte, nicht hineingehen! Was haben euch denn die armen Würmchen getan? Sie sind ja so unschuldig und klein, sie können keiner Fliege etwas zu leide tun. Meine armen Kinder! Hackt ihnen nicht die Hände ab, um Gotteswillen! Heilige Maria, Mutter Gottes!" Ihre Stimme überschlug sich, ihre Hände faltete sie verkrampft zusammen und hob sie in höchster Not zum Himmel, während ihre Lippen Gebete murmelten.

Natürlich, da war es wieder, das Märchen von den abgehackten Kinderhänden! Die schamlose Verhetzung der jüdischen Presse hatte sich erneut dieses schon im Weltkrieg erprobten Mittels bedient, um den Haß und damit auch den Widerstand der Zivilbevölkerung aufs äußerste zu schüren.

Diese arme Mutter, die vor Angst um ihre Kinder am Rande des Irrsinns stand, war ein Ergebnis dieser Hetze.

Aber das Haus mußte ja durchsucht werden, denn wer konnte wissen, ob das Weib da draußen nicht etwas ganz anderes hier versteckt hatte. Als Günther den Hof betrat, sank die Frau ohnmächtig in den Sand, und nur noch ein krankhaftes Schluchzen schüttelte ihre Schultern. Das Haus war leer, nur in der Küche drängten sich sieben kleine Kinder am Ofen zusammen. Die meisten waren ganz still und schauten mit großen, erstaunten Augen auf die fremden Männer mit den Helmen auf dem Kopf; nur eines weinte leise und gottergeben vor sich hin.

Günther schaute sie lange an, dann sagte er fast traurig: „Na, fürchtet euch doch nicht! Ich tue euch nichts, ihr kleinen Würmer! Wir können doch nichts dafür, daß man uns solche gräßliche Dinge andichtet!" Da fiel sein Blick auf den Tisch, auf dem zusammengeknüllt und dann wieder glattgestrichen ein Zeitungspapier lag, ein Flugblatt offenbar.

„Da haben wir ja gleich den wahren Grund zu der fürchterlichen Aufregung hier", sagte er vor sich hin und ging mit dem Blatt in der Hand hinaus ans Licht. Es gehörten keine besonderen polnischen Sprachkenntnisse dazu, um den Sinn dieses schandbaren Hetzblattes zu erkennen. So lautete es:

„Polen aller Stände, polnische Männer und Frauen, auch ihr seid Soldaten der Heimat, wenn ihr auch keinen grünen Rock tragt! Auch ihr könnt helfen, wenn es um euer Polen geht! Jeder Schuß, ganz gleich, wer ihn abgibt, ist eine Tat für eure Heimat. Wehrt euch gegen die deutschen Barbaren mit allen Mitteln, die euch zur Verfügung stehen!" Darunter waren zwei Zeichnungen, wie sie aus dem Weltkrieg noch in böser Erinnerung sind. Ein erfindungsreicher Zeichner stellte einen Auftritt dar, wo deutsche Soldaten, die übrigens noch Pickelhauben trugen,

einer jammernden Mutter das Kindchen von der Brust rissen, während im Hintergrund zwei andere gerade dabei waren, ein paar abgehackte Kinderhände beiseitezuwerfen. Dieses Bild war so niedrig und lächerlich zugleich in all seiner Grausamkeit, daß ein gesund empfindender Mensch es kaum ernst nehmen konnte! Aber diese allzu einfachen Menschen hatten mit Entsetzen das Bild in sich aufgenommen; seine Wirkung gerade auf die polnischen Frauen war größer, als sie je mit Worten hätte erzielt werden können.

„So hausen die deutschen Blutsöldner!" Das war die gleiche Unterschrift unter beiden Bildern. Das zweite zeigte eine ganze Reihe mißhandelter, verstümmelter und zerstückelter Kinderleichen. Es war ein Lichtbild oder besser ein gestelltes Bild. Ja, sie bleiben immer gleich, die Mittel und Waffen unserer Feinde; sie ändern sich nicht und erfüllen ihren Zweck immer noch so wie im Weltkrieg.

Die deutschen Barbaren, Blutsöldner, warum nicht gleich Menschenfresser, das zog noch immer, wenigstens bei den Polen.

Mit wirrem Blick stand jetzt die Frau im Türrahmen; sie hatte sich schon auf ein Bild des Grauens gefaßt gemacht. Stumm gingen die Soldaten, die „Barbaren", an ihr vorüber. Kein Wort sprachen sie mehr, so kochte die Wut in ihnen gegen diejenigen, die dieses Elend heraufbeschworen hatten. Es war kein Wunder, daß die Zivilbevölkerung, so verhetzt und aufgestachelt, zu allen Waffen griff, die ihr in den Weg kamen, kein Wunder auch, daß die Polen oft sinnlos bis zum letzten Mann kämpften.

„Jetzt erst verstehe ich den verbissenen Widerstand der Polen, auch wenn manchmal schon alles für sie verloren war," sagte Günther nach einer langen Pause, „sie haben nicht aus Mut und Tapferkeit bis zum letzten Atemzug gekämpft, sondern einfach, weil sie überzeugt davon waren, daß wir keine Gefangenen machten! Man hat es ihnen

immer wieder in den schrecklichsten Farben geschildert, wie polnische Gefangene verstümmelt und von den deutschen ‚Bluthunden' zu Tode gemartert würden. So ist es auch zu erklären, daß sie dann gleich in wilden Haufen die Waffen streckten, wenn sie merkten, daß die ersten Überläufer nicht zerstückelt wurden, sondern unversehrt ins Gefangenenlager wanderten."

Langsam wurde es dunkel, und immer noch gab es keine Rast. Die Beine waren den Soldaten schon so schwer, daß sie sie kaum noch vorwärts schleppen konnten. Da geschah die große Verwandlung:

Einer hatte plötzlich den großartigen Einfall gehabt, daß es doch eigentlich eine Todsünde sei, die schweren MG.-Kästen selbst zu schleppen, wo doch überall im Gelände verlassene Wagen und herrenlose Pferde herumliefen. Kurz entschlossen schnappte er sich einen hübschen Braunen, hängte ihm seine MG.-Gurte über den Buckel und trabte nun, die Zügel in der Hand, stolz neben seinem „Troßpferd" dahin.

Wie nicht anders zu erwarten, machte das Beispiel schnell Schule. Der nächste war schon etwas verwegener und lud einfach sein großes Gerät, den schweren Granatwerfer, auf einen kleinen polnischen Panjewagen, der umgestürzt am Wege gelegen hatte.

Ein Pferdchen war schnell vorgeschirrt, und so konnten sich die müden Füße endlich in eine wohlige Ruhestellung begeben. Bald war die vollständige Verwandlung vollzogen. Das war jetzt keine Infanterie mehr. Sie saßen auf den Gäulen, auf den schmalen Bretterwagen, überall ... Keiner hatte mehr Lust zum Laufen.

Der lange Untersturmführer vom dritten Zug hatte sich einen Schimmel ergattert. Das Tier war gar nicht so schlecht, nur hatte leider der Zugführer viel längere Beine als die gewöhnlichen Polen, so daß zwischen den Stiefeln des Rei-

ters und dem Erdboden kein genügender Zwischenraum blieb, was fast etwas erheiternd wirkte. Es war daher kein Wunder, daß es bald mehr, bald weniger vernehmbar durch die Reihen raunte: Don Quichote! Aber er machte sich nichts daraus. „Besser schlecht geritten als gut gelaufen", lachte er, den heute der polnische Sand deckt.

Endlich wurde Halt gemacht. Die Stellungen für die Nacht wurden vorbereitet. Die Männer hatten allmählich Übung im Einrichten der Schlaflöcher bekommen. Betten waren es natürlich keine, aber wer es verstand, der konnte sich eine ganz nette Schlafstelle zusammenbauen. Stroh gab es überall reichlich, so daß sie die Kälte der polnischen Nächte einigermaßen ertragen konnten. Bald darauf lag auch über diesem Lager wieder die tiefe Ruhe der Ermattung. Nur links war es noch unruhig. Hier hatten die Panzer-Abwehrkanonen einen polnischen Panzerzug gestellt und unter Feuer genommen, bis ein Wagen nach dem andern in die Luft flog. Das kümmerte die Schläfer aber kaum. Sie hatten sich in den letzten Wochen so an den Gefechtslärm gewöhnt, daß er ihnen nicht mehr auffiel und sie nie am Einschlafen hinderte.

Nachtwache in Polen

Was nützt das wärmste Lager, was nützt der schönste Schlaf, wenn plötzlich so gegen zwei Uhr nachts ein unsanftes Rütteln an der Schulter die Sinne durcheinanderwirft und eine harte Stimme mit einem Schlag die rauhe Wirklichkeit vor Augen führt?

„Raus, Mensch, die Feldwache ablösen!" Mit diesen Worten wurde Günther unsanft geweckt. Mürrisch und in-

nerlich mit allen Göttern hadernd, stieg er aus dem warmen Stroh. „Gerade jetzt, wo ich ein kleines bißchen eingeschlafen bin!" murrte er. Er suchte seine Klamotten zusammen, warf sich noch einen zweiten Mantel über, dann stapfte er in die Finsternis hinein nach der Stellung der Feldwache, die er ablösen sollte. Die Übergabe ging leise vor sich. Allein stand er jetzt auf dem Hügel.

Es herrschte jene nasse Kälte, die durch alles hindurchgeht und einen so zum Klappern bringt, daß man meint, die Muskeln würden einzeln vom Körper losgeschüttelt. Die Stahlteile des Gewehrs beschlugen sofort.

Feldwache vor dem Feind: Solche zwei Stunden können zu einer unvergeßlichen Erinnerung werden! Es war so finster, daß Günther kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Schwarz war der Himmel, schwarz die Erde; es war nicht zu erkennen, wo eins in das andere überging. Das Ohr strengte sich um so mehr an, je weniger das Auge entdecken konnte. Ein einziger Stern war sichtbar, unwirklich, ganz fern. Wenn das Auge lange hinblickte, dann verschwamm und verschwand er im Dunst.

Günther trat von einem Fuß auf den andern. Das brachte zweierlei Nutzen. Dadurch wurden die in den Stiefeln klamm gewordenen Füße wenigstens einigermaßen warm, und dann verscheuchte die Bewegung den Schlaf, der immer wieder die Augenlider zusinken lassen wollte. Er blieb stehen und starrte wieder nach dem kleinen Stern. Ein Lied fiel ihm ein, das er schon oft gehört hatte: „Es steht ein Soldat am Wolgastrand ..." Leise summte er die Melodie vor sich hin.

„Hast du da droben vergessen auch mich ..." Er fand es so unsagbar schwer, sich ausschließlich auf seine Aufgabe als Wache einzustellen, wo seine Gedanken immer fortfliegen wollten, weit fort in die Heimat. Sie zogen ihn so mächtig mit sich, daß er sich gar nicht dagegen wehren konnte. Er

brauchte nur ein klein wenig die Augen zuzukneifen, und schon stand das Bild der Heimat da mit allen Menschen, die er liebte.

Es war gefährlich, diesen Gedanken nachzuhängen, denn ehe man es sich versah, konnten die Augen ganz zufallen und aus den Gedanken im Handumdrehen Träume werden. Nein, schlafen, das gab es auf Wache nicht. Also kräftig die Augen auf und wieder einen kleinen Trampelweg eingelegt, damit das Blut in Bewegung kam! Es rührte sich nichts; nur ganz hinten war der Himmel rot von den verglimmenden Trümmern zerschossener Baracken. Nicht einmal ein Windhauch störte die Grabesstille ...

Durch die Finsternis tönte jetzt von rechts ein Geräusch, das Stiefel verursachen, wenn sie in rascher Folge aneinanderschlagen! Aha, das war der andere Posten! Dann wurde es wieder totenstill.

In Günthers Hirn malte sich jetzt noch einmal das furchtbare Bild der letzten Kämpfe, doch die Erinnerung wehrte sich dagegen, und bald war dieses Bild auch schon wieder verdrängt, und die Heimat stand wieder im Mittelpunkt seiner Gedanken. Diesmal war es aber nicht die Heimat im allgemeinen, sondern ein ganz besonderes Bild mit blonden Locken und blauen, tiefen Augen.

Was mag sie wohl jetzt machen, spannen die Gedanken weiter. Ob sie jetzt wohl schläft? Natürlich, denn es ist doch immerhin gegen drei Uhr morgens. Wenn man sich jetzt so ein kleines bißchen unterhalten könnte, irgendwo, in einem kleinen Kaffeehaus, in einer Nische mit weichen Sesseln. Die Beleuchtung ist gedämpft, und man hört nur leise Gesprächsfetzen von nebenan, es ist so schön warm, daß man am liebsten die Augen schließen möchte, den Kopf an die blonden Locken gelehnt; nur eine kurze Weile alles vergessen und träumen zu zweit ...

Da raschelte es im Stroh, und eine Ratte fuhr pfeifend

über den Acker. Verdammt, er riß die Augen auf, jetzt war es aber gefährlich gewesen, um ein Haar wäre er ganz eingeschlafen.

Ach, das schöne Bild war weg, und die Einsamkeit der polnischen Nacht umfing die Sinne wieder. Die Leuchtziffern der Uhr gingen unheimlich langsam, aber doch stetig auf die Zahl vier zu. Noch zehn Minuten! Auf Wiedersehen, mein kleines Mädel in der Heimat! Bleib nur brav und treu!

„Es steht ein Soldat am Wolgastrand ...!" Da tapste etwas durch die Dunkelheit.

„Halt, wer da! Parole!"

„Ablösung! Parole Ziethen!"

„Saukälte das! Gott sei Dank, daß du kommst!"

„Was Neues?"

„Ach wo, gute Nacht!" Und neue Gedanken flogen in die Heimat, nur irgendwo anders hin.

Heute Mittagessen – ganz groß!

Auch die schwärzeste Nacht wird einmal heller, und der Tag vertreibt auch die dichteste polnische Dunkelheit. Bald stiegen auch schon wieder allerhand halbnackte Gestalten herum, stürzten sich zu kurzem Handgemenge um die Waschgelegenheiten in einen herzhaften Kampf, und dann hörte man nur noch ein wortloses Plätschern und Schnauben, während der Seifenschaum nur so herumspritzte. Ein neuer Tag war angebrochen, ein Tag, der wieder neue Kämpfe bringen würde.

Ein lautes Hurra-Gebrüll empfing die Feldküche, die

schon in aller Frühe einen duftenden Tee bereitet hatte, und hinter der Küche kam in wahrem Triumphzug ein großer Personenwagen, der hoch bepackt war mit allen möglichen Kisten und Tonnen. Obendrauf thronte der Spieß. Er hatte wieder einmal ganze Arbeit geleistet für seine Jungen, um die er sich sorgte wie eine Mutter. Wo es nur irgendetwas zu ergattern gab, womit er den Mägen der ewig hungrigen Kerle eine Freude bereiten konnte, war er da.

Diesmal leuchtete sein Gesicht ganz besonders hell; er konnte es kaum erwarten, bis der Wagen stand. Rasch sprang er heraus, und seine Augen blitzten vor Freude und List, als er die erste Kiste vom Wagen herunterhob: „Nun paßt mal alle gut auf! Da habe ich doch ganz zufällig den zerschossenen Panzerzug durchgesehen und dabei diesen fabelhaften Fang gemacht!"

Die erste Tonne wurde mit Hilfe von allen möglichen Geräten, die überall herumlagen, geöffnet.

„Aaaah! Butter!"

„Ein ganzes Faß voll Butter!" Jeder wollte schnell wenigstens eine Messerspitze voll kosten, um sich zu überzeugen, daß es wirklich und wahrhaftig reine, gelbe Bauernbutter war.

Dann kamen sie alle herbeigelaufen; jeder schleppte irgendein Stück Holz oder Papier mit sich, und ganze Berge von Butter trugen sie davon zu ihren Schlafstellen. Doch noch war das Ende der Genüsse lange nicht erreicht. Die nächste Kiste wurde aufgebrochen; sie enthielt lauter glitzernde Blechbüchsen.

„Fleischkonserven! Schnell ein Seitengewehr her!"

„Wir wollen doch sehen, was für eine Speisenfolge unsere Freunde zusammengestellt haben." Der Gewalt mußte sich die erste Büchse rasch ergeben.

„Mensch, Gulasch, richtiggehendes Gulasch! Na, Küchenbulle, dann schreib heute auf deinen Speisezettel mit dicken

Buchstaben: 'Für die Zusammenstellung unserer heutigen Speisenfolge zeichnen verantwortlich Polens Minister für die Heeresverpflegung und die liebenswürdige Besatzung eines polnischen Panzerzuges'!"

Zum Orkan aber steigerte sich die Begeisterung, als immer neue Kisten mit Zigaretten, Zigarren und sonstigen Rauchwaren der polnischen Tabakregie zum Vorschein kamen.

„Das ist vielleicht ein Kraut!" Mit diesem Fluch spuckte einer vor sich hin. „Das kratzt einem ja die Lunge auseinander!" Wahrhaftig, was die Polen da an Zigaretten fabriziert hatten, war kaum zu rauchen. Da mochten die Namen der Packungen noch so stolz klingen.

Dafür schmeckten die Zigarren doppelt gut.

Zu allem Überfluß barg das Innere des Kaperwagens noch weitere Schätze von Zwieback, Brot, Sardinenbüchsen und Leberwurst.

„Ein dreifach Hoch auf unseren Spieß!" rief einer.

„Bitte Platz nehmen zum großen Mittagessen, nur noch wenige Platzkarten sind zu vergeben", krähte ein anderer mit hoher Stimme.

Sie saßen auf den Strohhaufen, um sich herum die ganzen „Fressalien" aufgestapelt. Dick wurde die erbeutete Butter auf den Zwieback gestrichen; Honig kam so viel darauf, bis er an den Seiten heruntertropfte. Ein kräftiger Schluck Wodka sorgte für die nötige Bewegungsfreiheit im Magen.

Dieses feierliche Essen war keine Angelegenheit von Minuten – nein, mit allen seinen Gängen dauerte es fast zwei Stunden lang. Als Krönung dieses prachtvollen Mahles wurde eine dicke Zigarre in Brand gesteckt, worauf sich der gelabte Körper zu einem wohligen Schläfchen in der Morgensonne ausstreckte.

„Teufel, Teufel, hoffentlich haben uns die Polen noch mehr solche Panzerzüge hinterlassen! Meinst du nicht auch, Werner, daß wir jeden Tag so etwas brauchen könnten?"

Werner meinte zwar bestimmt genau das gleiche, aber im Augenblick war er viel zu faul, um auch nur ein einziges Wort zu erwidern, außerdem erschien es ihm wie ein Frevel, diesen herrlichen Zustand der vollkommenen Zufriedenheit durch Worte zu stören. So blinzelte er nur in die Sonne, schob die Zigarre vom linken in den rechten Mundwinkel und blies in dicken Wolken den Rauch in die Luft.

Während er zwischen dem Dank für den herrlichen Panzerzug und der Befürchtung hin und her schwankte, die wunderbare Ruhe könnte jäh gestört werden, begab er sich unversehens in die seligen Gefilde des tiefsten Schlafes, wo es keinen Staub und keine Sonnenglut gab, keine endlosen Märsche durch knietiefen Sand, wo weiche, weiße Daunenkissen nur so herumlagen und schließlich jeden Tag „großes Mittagessen" war.

Er träumte von einer riesengroßen Badewanne, aus der nur der Kopf herausschaute. Dicker, weißer Seifenschaum deckte die Oberfläche des Wassers und er lag selig tief darin und rührte sich nicht ...

Da tauchte irgendwo in dem Rauch ein grüner, runder Stahlhelm auf, darunter ein unrasiertes, schwarzes Gesicht mit einem ausgesprochenen Verbrecherausdruck; es grinste ihn an und hob drohend die Hand mit einem ganzen Bündel von polnischen Eierhandgranaten. Dahinter erschien eine zweite Fratze mit einer krummen Nase und schwarzem, gekräuseltem Haar. Sie glich aufs Haar dem Gesicht des jüdischen Schnapshändlers von gestern. Immer wieder ließ der Pole den Arm sinken und immer wieder stieß ihn der hinter ihm Stehende in den Rücken, wobei er ihm ein Geldstück in die Hand drückte. Plötzlich war es aber kein Geldstück mehr, sondern eine Fahne mit einem doppelten Kreuz: Englands Flagge! Da wollte der Pole endlich die Handgranaten loswerfen. Verflucht!

„Was hast du denn," tönte plötzlich die Stimme Ekkis neben ihm, „schlägt der Kerl da wie ein Irrer um sich, daß meine schöne Honigflasche beinahe zum Teufel gegangen wäre!"

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Werner ihn an; langsam begriff er. Dann legte er sich wieder hin, schüttelte den Kopf und brummte vor sich hin: „Gesindel, polnisches! Nicht einmal ruhig schlafen läßt einen das Pack."

Das Erleben der letzten Wochen war eben für sie alle zu groß gewesen, als daß sie hätten ruhig schlafen können. Immer wieder tauchten solche Ereignisse in den Träumen auf und nahmen so dem Schlaf das Erlösende. So wurde er oft zum Krampf, zu einem Zustand der Lähmung, aus dem sie viel matter erwachten.

Stellung verraten!

Das selige Nichtstun war nicht von langer Dauer. Sie hatten das alle schon vorausgesehen, aber ihre Befürchtungen wurden noch übertroffen.

Müde und mürrisch stellten sie sich nach dem plötzlichen Alarm auf die zunächst ganz wackeligen Beine, und so manchem entfuhr dabei ein Fluch. Nur noch eine Hoffnung – es war nur ein ganz kleines Fünkchen: Wenn wenigstens die Wagen kommen würden! Gespannt standen sie da und lauschten hinaus, ob nicht bald von irgendeiner Seite her das Geräusch der Motoren aufklingen wollte. Wenigstens die Wagen! so ging es immer wieder durch das Hirn.

Aber nichts dergleichen geschah. Sie waren längst gewöhnt, daß ihre Hoffnungen vergebliche Wunschträume blie-

ben, und so fügten sie sich gefaßt in das Unabwendbare, das in Gestalt des Befehls: „Vorwärts, marsch!" alle diese Hoffnungen jäh erschlug.

Wieder ging es unter den glühenden Strahlen der Sonne durch den tiefen, lockeren Flugsand, den es hier in so großen Mengen gab, daß der Vergleich, der sich schon so oft aufgedrängt hatte, der Vergleich mit Afrika, wiederum aufkam. Sie schauten nicht mehr nach links und rechts, sie kümmerten sich nicht mehr um die Unmengen von polnischem Kriegsgerät, das auch hier alle Gräben neben der Straße füllte.

Sie hatten die Röcke über der Brust geöffnet; die Helme trugen sie in der Hand. Wie eine dicke Schicht klebte der Straßenstaub, vermischt mit den Bächen von Schweiß, auf Gesicht und Hals. Das Schrittmaß glich beinahe dem langsamen Schreiten einer Trauerparade. Fast lautlos schlürften die Sohlen durch den Staub.

„Mensch, heb doch die Beine! Du wirbelst ja einen regelrechten Sandsturm auf!" Ekki sagte das, der nicht unterzukriegen war.

Der Angerufene drehte sich langsam um, guckte ihn lange an und drehte sich wieder nach vorn. Er war so müde, daß ihm jedes Wort zu viel war. Wer hätte denn auch bei einer solchen Hitze Lust zum Streiten haben können?

Am Straßenrand stand ein polnischer Sanitätswagen. Sie hatten ihn auf dem verzweifelten Rückzug wohl nicht rechtzeitig mitnehmen können und so ihre ganze Wut an ihm ausgelassen. Den Motor hatten sie völlig zerstört; die Betten lagen herausgerissen im Staub, die Scheiben waren eingeschlagen, ja sogar die Reifen waren durch mehrere Messerstiche zerstört.

Wie sinnlos war diese Zerstörung an einem Krankenwagen, an einem Wagen, der doch für beide kämpfenden Parteien die letzte Hilfe sein sollte!

Etwas weiter standen kurz hintereinander einige hochrädrige Wagen mit Pontons. Für den Augenblick erwachten die Lebensgeister der vorüberziehenden Kompanie; sie blickten alle spöttisch auf diese stolzen polnischen Kriegsfahrzeuge.

Aber die Teilnahme an der Umwelt erlosch genau so schnell, wie sie aufgekommen war. Alle hatten nur einen Wunsch, endlich wieder Ruhe zu bekommen. Ewig konnte ja dieser Marsch auch nicht dauern! Wirklich tauchten bald voraus ein paar Häuser auf. Dort sollte die neue Verteidigungsstellung bezogen werden. Eine große Scheune öffnete einladend ihre Tore, und mit einem Hölleneifer gingen sie sofort daran, Schützenlöcher auszuheben, denn je früher das getan war, desto eher konnten sie sich aufs Ohr legen.

Immer noch wimmelte es in der ganzen Gegend von Überläufern, die mit hochgestreckten Armen daherkamen, wenn sie aufgegriffen wurden. Zivilisten waren dazwischen, Weiber und Kinder, ganze Wagen voll.

„Werner, laß sie doch nicht so einfach durchlaufen, durchsucht sie doch! Wer weiß, wie viele von denen da noch Waffen bei sich haben!"

Günther rief es mitten aus dem Schaufeln heraus, und er hatte eigentlich recht, denn sie liefen herüber und hinüber in ganzen Strömen, und dabei wußte doch niemand genau, wo sich der Feind eigentlich wieder gesammelt hatte und wo er neuerdings nach Warschau durchzustoßen versuchen würde.

„Laß doch, willst du die alle bis auf die Haut durchsuchen, dann tu es doch! Ich habe mit meinem eigenen Kram genug zu tun. Was wollen sie denn schon groß verraten? Ich glaube überhaupt nicht, daß da vorne in den Wäldern noch Polacken sind." Wenig später konnten sie alle sich davon über-

zeugen, wie viele von den versprengten Polen noch in den undurchdringlichen Wäldern versteckt waren.

Bevor sie endlich die müden Glieder ins Stroh streckten, galt ihre ganze Sorgfalt für eine halbe Stunde den Waffen. So müde sie auch waren, diese halbe Stunde hatte jeder noch Zeit, denn eine versäumte halbe Stunde dieser Tätigkeit kann im Kampf über Leben oder Tod entscheiden. Überall hockten sie am Boden und bemühten sich, den feinen Flugsand, der sich an allen Metallteilen festgesetzt hatte und bei jeder Bewegung knirschte, zu entfernen. Dann verstummte auch dieses Geräusch, und der Schlaf bekam sein Recht.

Aber auch diese Nacht blieb die Ruhe nicht ungestört. Kurz vor dem Morgengrauen hieß es: „Alarm! Alarm!" Raus aus dem Stroh und hinein in die Erde! Es war kein Feind zu sehen. Vorläufig waren nur vereinzelte Schüsse zu hören. Diesmal schien es, als ob der Feind sich weiter links zum Durchbruch vorbereitet hätte. Von dort her hörten sie das Geschrei der vorgehenden Polen, dort trommelten und ratterten die Maschinengewehre, während es hier oben noch immer still war.

Aber auf einmal wurde es am Waldrand halbrechts lebendig, in ganzen Rudeln sprangen sie da heraus, und fast im gleichen Augenblick peitschte ihnen das Feuer aus allen deutschen Maschinengewehren entgegen. Sie gingen zurück, zu groß war ihre Achtung vor den deutschen Waffen. Eine lange Zeit des Wartens folgte. Warum kamen sie nicht wieder? Worauf warteten sie eigentlich? Alle fragten sich das gleiche, keiner konnte eine Antwort geben. Dieses endlose Warten fiel ihnen bald schwerer als der Kampf. Aber man konnte nichts dagegen tun. Auf einmal hörten sie, worauf die Polen gewartet hatten.

Einige dumpfe Schläge hintereinander, dann pfiff es heran. Es war ein höllisches Pfeifen, das gegen die deutschen Stellungen fuhr. Im nächsten Augenblick krachten in ra-

scher Folge die Einschläge schwerer Granaten hinter den deutschen Linien.

Drei Löcher der eingegrabenen vordersten Kette der Deutschen lagen enger beieinander. Unsere drei Kameraden hatten sich da in den Schoß der Mutter Erde eingebettet.

„Verdammt und zugenäht, jetzt haben die hinterlistigen Gesellen auch noch ihre Kanonen herbeigeschleppt. Mein lieber Schwan, jetzt richte nur schnell noch ein paar Grüße für Mutter zurecht, jetzt wird es sakrisch ernst!" So tönte es aus dem mittleren Loch, in dem Günther lag. Gleichzeitig gab es dort eine heftige Bewegung. Der Sand spritzte nur so über die Deckung; rasend schnell hintereinander blitzte die stählerne Fläche des Spatens auf. Es war offensichtlich: Günther fühlte sich so nahe an der Oberfläche in diesem Hexenkonzert nicht sicher genug.

Werner hob erstaunt den Kopf über den Rand seiner Grube und sagte: „Richtig, junger Freund! Immer tiefer hinein in den Schoß der guten Allmutter Erde, denn sie allein kann uns armseligen Erdenwürmern von Infanteristen Schutz geben!" Bald darauf bot sich auch in den beiden andern Schützenmulden das selbe Bild emsiger Tätigkeit, bis endlich auch beim Sitzen die Köpfe ein gutes Stück unterhalb der Deckung lagen.

Es war eine kleine Kampfpause eingetreten. Entweder hatten die Polen keine Munition mehr oder sie bereiteten Stellungswechsel vor.

„Du, Ekki, es ist doch ein ganz verteufeltes Gefühl, wenn man nicht weiß, wohin die nächste Salve krachen wird."

„Laß sie doch schießen, die sind sicher froh, wenn sie melden können, daß sie die deutschen Stellungen getroffen haben!"

Werner wollte eigentlich noch weitersprechen, aber im gleichen Augenblick ging der Höllen-Zirkus von neuem los. Vier Abschüsse, eins, zwei, drei, vier, und in rascher Folge schlu-

gen die Geschosse diesmal vor den deutschen Stellungen ein. Die Erde spritzte hoch, gellend und surrend wie ein ganzes Heer toll gewordener Hornissen schwirrten die Granatsplitter knapp über dem Boden hin.

Eine kleine Pause, dann ging es wieder los, immer wieder das selbe harte, grausame Lied. Bald näher krachten die Einschläge, bald wieder etwas ferner. Unaufhörlich tönte die Kette der Abschüsse hinter dem Wald hervor.

Aber die Soldaten in ihren Löchern waren dadurch keineswegs zu erschüttern. Mitten in dem Lärm lagen sie, schauten in den Himmel und ließen die Polen fest drauflos funken. Was sollten sie auch tun als stillzuliegen und zu warten, bis die Polen ihre Munition verballert hatten oder bis eine Granate so nahe eingeschlagen hatte, daß sie nicht mehr weiter zu warten brauchten ...

Aus einem der drei aneinanderliegenden Löcher stieg unschuldig und unbeirrt eine feine Rauchfahne empor. Dann tönte es auch schon von da unten heraus: „Ekki?"

„Ja, was ist denn los? Lebst du noch?"

„Du siehst doch aus dem blauen Rauch, der meinem ‚bombensicheren Unterstand' entsteigt, daß mein Lebensfaden noch immer dick verknotet ist!"

„Na also, was willst du denn dann von mir?"

„Herzlose Seele, du möchtest mich natürlich schon am liebsten im Himmel oben sehen, bloß damit du meine guten Zigarren erben kannst. Aber zur Strafe wirst du mir sofort die große Honigflasche herüberwerfen, aber rasch! Ich habe nicht viel Zeit, wer weiß, ob mich nicht in der nächsten halben Stunde schon eine gut gezielte polnische Granate zur Himmelfahrt einlädt!"

Wenige Meter daneben setzte Ekki noch schnell einmal die Honigflasche an die Lippen und ließ einen langen Zug von dem gelben Bienenhonig durch seine Kehle rinnen. Dann

verschloß er die Flasche und warf sie in hohem Bogen über die Deckung hinüber.

Pech! Weit vor der Deckung landete die Flasche auf freiem Felde und nicht, wie beabsichtigt, in Werners Loch. Aber schon war aus dem dritten Loch ein grauer Stahlhelm aufgetaucht, ein etwas verdreckter Kerl schob sich nach, und vorbildlich leise kroch Günther den Kartoffelacker entlang, ohne auf die Einschläge zu achten. Mit sicherem Griff packte er die herrenlose Flasche und tauchte mit einem langen Sprung in seiner Grube unter, gerade in dem Augenblick, als Werner sich endlich entschlossen hatte, den Weg nach der ersehnten Labung anzutreten.

„Wenn zwei sich streiten, dann freut sich der dritte!" so lachte es kurz darauf aus Günthers Stellung, wo er nun erst einmal im Genuß der süßen Flüssigkeit alle Schrecken des polnischen Artilleriefeuers vergaß.

Aber dann kam auch Werner zu seinem Recht; er zeigte sich erkenntlich, indem er großzügigerweise jedem eine dicke braune Zigarre zukommen ließ. Es war ein Bild tiefster Ruhe und Eintracht, das in scharfem Gegensatz zum polnischen Feuer stand.

Ja, sie hatten das Fürchten gänzlich verlernt; den Tod, den kannten sie alle nun schon so lange und so gut von Angesicht zu Angesicht, daß sie ihn gar nicht mehr als Feind empfanden. Das waren die Soldaten, die laut englischen Meldungen nur widerwillig und von den Pistolen der deutschen Führung in den Kampf gejagt wurden!

Plötzlich tauchte ein deutscher Flieger auf und zog in langen Schleifen über die Kampfstätte hin. Immer wieder kam er aus großer Höhe heruntergeschossen, ganz tief flog er über den Wald hin und kümmerte sich nicht im geringsten um das wütende Abwehrfeuer, das ihm von dort entgegenschlug.

Gebannt folgten die Augen der deutschen Soldaten seinem wagemutigen Flug: „Alle Wetter, der Kerl hat Mumm

in den Knochen! Du, das wäre noch was für mich, was muß das für ein herrliches Gefühl sein, so über den Feind hinwegzufliegen, ihn immer beobachten zu können, ihm Abbruch tun, wo er es nicht erwartet!"

„Paß nur auf, daß du nicht selbst bald einen schönen Freiflug durch Polens gute Luft tust," dämpfte Werner Ekkis Begeisterung, „aber ohne Flugzeug!"

Gerade als Ekki dazu ansetzte, ihm eine passende Antwort ins Gesicht zu schleudern, pfiff es ganz besonders nahe, und im nächsten Augenblick fuhr eine Granate zwanzig Schritte hinter den dreien an die Stelle, wo vor kurzer Zeit noch der Kompaniegefechtsstand gewesen war.

„Verflucht, jetzt wird es aber unheimlich. Die Kerle müssen ja unsere Stellungen ganz genau kennen!"

„Natürlich! Ich habe doch gleich gesagt: Wir sind verraten! Die vielen Flüchtlinge, die wir so einfach durch unsere Reihen haben ziehen lassen, hatten natürlich nichts Besseres zu tun, als ihren eigenen Leuten unsere schönen Stellungen genau zu erklären; und nun wissen die auf den Meter genau, wo sie hinzuschießen haben."

„Das haben wir von unserer berühmten Menschenfreundlichkeit! Was nützt unsere ganze Gerechtigkeit, unser Mitleid mit dem Feind, wenn es uns die Welt sowieso nicht glaubt? Ich wünschte wirklich, wir wären einmal so, wie uns die Auslandspresse immer schildert. Dann könnte sie wenigstens einmal ein wahres Wort schreiben!"

„Eigentlich hast du recht! Wir krümmen den Gefangenen kein Haar, wir müssen sie wie mit Handschuhen anfassen, und dabei wissen wir doch ganz genau, daß viele von ihnen hinterrücks aus Hecken auf unsere Leute geschossen haben. Wir haben ja deutlich gesehen, daß so mancher dieser Zivilisten an den Händen vom vielen Nachladen schwarze Pulverstellen hatte. Aber so sind wir nun einmal und lassen uns ruhig als Halsabschneider und Menschenfresser hinstellen."

„Und was ist der Dank dafür, was tun die andern? Vorgestern kam ein Verwundeter zurück, der mir die traurige Geschichte erzählte, wie sein Verwundetenzug von polnischer Kavallerie überfallen und buchstäblich niedergemetzelt worden ist. So sind die andern, sie setzen ihre Weiber hinter die Maschinengewehre, sie kämpfen mit Zivilisten und mit halbwüchsigen Knaben in den vordersten Reihen."

Es war kein Wunder, daß sie so dachten, wenn sie sich vor Augen hielten, daß diejenigen, die vor wenigen Stunden armselig und bettelnd hier vorübergezogen waren, nun Schuld daran trugen, daß dieses höllische Punktfeuer der polnischen Artillerie auf ihre Stellung wirkte.

Ein Brief

Der Ring um Warschau war geschlossen!

Dieser Ring aus deutschen Soldaten hielt und wich nicht. Nun war die Millionenstadt abgeschnitten von aller Umgebung, und wenn sie sich auch noch so verzweifelt wehrte, so war ihr Schicksal doch längst besiegelt. Der Fall Warschaus war nur noch eine Frage weniger Tage.

Inzwischen gingen die Kämpfe mit den versprengten polnischen Truppenteilen immer noch weiter. Sie kosteten viel Blut, da die Polen es nie zu einer richtigen Entscheidung kommen ließen und immer auswichen, solange sie noch ausweichen konnten.

*

Südlich Warschau lag ein kleines polnisches Nest. An ihm waren die Kämpfe spurlos vorübergegangen. Es bestand aus wenigen Häuserzeilen und einer Kirche hinter der Schule.

Ein rotes Kreuz prangte an der Tür des Schulgebäudes. Hier waren die vielen Verwundeten und Kranken einstweilen untergebracht worden. In aller Eile hatte man Stroh zusammengetragen, Decken besorgt, und ehe noch alles richtig instandgesetzt war, füllten sich auch schon die Räume mit immer neuen Hilfsbedürftigen.

In einem der großen Zimmer, wo sie dicht aneinander auf der Erde lagen, hatte ein junger Soldat sich eben zu seinem Nebenmann gedreht und bat ihn: „Kamerad, hast du nicht ein Stück Papier und einen Bleistift bei dir, ich möchte so gerne nach Hause schreiben."

Er bekam den Bleistift, und der Sanitätsgehilfe brachte auch ein leeres Schulheft, das er irgendwo aufgegabelt hatte.

„Mein lieber Vater!

Du wirst nicht erschrecken, wenn Du diesen Brief aus dem Lazarett von mir bekommst, denn Du hast ja selbst vier Jahre lang im Weltkrieg an der Front gestanden und hast alle Schrecken des Krieges kennengelernt.

Ich habe vor Warschau einen Querschläger ins Bein bekommen und weiß nun nicht, was weiter mit mir geschehen wird. Immer noch muß ich befürchten, daß man mir vielleicht das Bein wird abnehmen müssen. Gewiß, es ist furchtbar, daran zu denken, besonders wenn man noch so jung ist wie ich. Noch habe ich die Hoffnung, daß es vielleicht doch zu retten ist, aber wenn es zum Schlimmsten kommen sollte, dann wollen wir nicht verzagen und immer daran denken, daß so viele ihr Leben freudig hingegeben haben.

Der Mutter sollst Du aber nicht erzählen, wie es mit mir steht. Solange es noch nicht entschieden ist, will ich ihr keine Sorgen machen und wenn das Schlimmste eintritt, nun, dann ist ja immer noch Zeit genug, daß sie es erfährt.

Siehst Du, Vater, nun bin auch ich ein richtiger Frontkämpfer wie Du. Jetzt habe auch ich mein Leben einsetzen

können für Deutschland und habe dem Führer mit meinem eigenen Blut einen kleinen Teil des Dankes abstatten können, den wir alle ihm schulden.

Neben mir liegen hier über hundert Kameraden, die teilweise noch viel schlimmer dran sind als ich. Aber aus keinem Munde kommt, selbst wenn der Schmerz noch so groß ist und das Stöhnen nicht abreißen will, auch nur ein Wort der Verbitterung oder des Haders mit dem Schicksal. Man muß eben nicht nur vom Opfer sprechen können, man muß auch opfern können, wenn das Vaterland ruft.

Und ich freue mich, daß es mich erst jetzt erwischt hat, wo eigentlich schon alles entschieden ist, daß ich also bis zum heutigen Tage mit allen meinen Kräften zum Siege helfen konnte. Das macht mich stolz und soll auch Dich stolz machen, wenn auch der Schmerz des Vaters sich nicht zurückdrängen lassen will. Wenn ich die Kameraden um mich her ansehe, wenn ich daran denke, daß sie alle um der selben Sache willen ihr Leben in die Waagschale warfen und wenn ich mir dabei vor Augen halte, daß sie aus Berlin, aus Bayern, aus Norddeutschland, aus der Ostmark, aus dem Sudetengau oder aus dem Osten Deutschlands sind, dann erfüllt eine so große und reine Freude mein Herz, daß ich nicht mehr an meine eigenen Schmerzen denken kann; mein eigener Kummer ist so klein gegen das große Ziel, gegen das große Werk, das unser Führer uns geschenkt hat: Das geeinigte Groß-Deutschland.

Glaub mir, erst hier im Felde habe ich gelernt, welches unzerreißbare Band uns alle und alle deutschen Stämme miteinander verknüpft, uns zusammenhält und für eine gemeinsame Sache sterben läßt, wenn es nottut.

Es ist das Band der Kameradschaft, das Band des deutschen Blutes, und es ist der Wille und das Streben der jungen Generation, Großdeutschland nie wieder in Teile zerfallen zu lassen.

Und wenn sich auch Warschau heute noch wehrt, wenn die polnische Hauptstadt unseren Truppen noch verzweifelten Widerstand entgegensetzt, so spüren wir doch, daß wir siegen. Wenn die Geschwader unserer Luftflotte über uns hinwegziehen, nach Warschau hinein, dann wissen wir alle, daß dies nur der letzte Schritt, der Schlußpunkt unter dem großen deutschen Sieg ist.

Warschau wird fallen, genau wie ganz Polen fallen mußte.

Es gibt keine Macht der Welt, die Deutschlands Waffen niederzwingen könnte – es gibt nichts, das imstande wäre, den sieghaften, hingebenden Geist der jungen deutschen Wehrmacht zu brechen.

Die Heimat steht fest und ist nicht mehr zu zersplittern wie 1918, daran *glauben wir*; und die Front steht ebenso unbezwingbar, das *wissen wir*! Du sollst nicht trauern um Deinen Sohn, denn was gilt mein Schicksal, wo es um Deutschland geht!

Mehr als meine Wunde schmerzt mich oft der Gedanke, daß ich von meinen Kameraden Ekki und Günther scheiden mußte, die nun noch mit in den Endkampf um Warschau eingreifen können. Du weißt aus den wenigen Briefen, die ich in den letzten sechs Wochen schreiben konnte, daß ich mit ihnen Freud und Leid des ganzen Feldzugs geteilt habe. So bleibt mir nur zu hoffen übrig, daß sie heil aus der letzten Bewährungsprobe hervorgehen.

Ich grüße Dich mit dem Stolz der siegreichen deutschen Wehrmacht!

Dein Werner."

Inhalt

Beispielhafte Bewährungsproben

Ins verschlossene Land

Von Werner-Otto von Hentig / 260 Seiten / Gebunden RM. 3.60

In diesem Buche lesen wir von dem atemversetzenden Kampf einer deutschen diplomatischen Abordnung, die im Jahre 1915 nach Afghanistan geschickt wurde, um von dort aus einen Stoß gegen Englands verwundbarste Stelle: Gegen Indien, in die Wege zu leiten. Mit welchen Opfern und mit welcher unerhörten Zähigkeit sich die kleine Truppe durchkämpfte, das erfahren wir hier. Sven Hedin sagte, daß es wohl die schwerste Reise um die Welt gewesen sei, die eine Expedition je durchgeführt habe.

Kapitän Romer bezwingt den Atlantik

Ein Tatsachenbericht von Willi Münch-Khe / 144 Seiten / Mit mehreren Fotos, Zeichnungen und einer Briefwiedergabe / Fest gebunden RM. 1.80

Als vor gut zehn Jahren durch die Zeitungen und Zeitschriften der Welt die Kunde ging, ein Deutscher habe in 58 Tagen im Paddelboot den Ozean überquert und sei in einem Sturm nach der Überquerung ums Leben gekommen, da taten viele diese unerhörte Leistung mit der Bemerkung ab, der Tod des Tollkühnen sei ihnen von Anfang an als sicheres Ergebnis seines Einzelgängertums erschienen. Nachdem wir nun von der Hand eines Landsmannes dieses badischen Kapitäns Franz Romer, von dem die Rede war, eine geschlossene Schilderung seines Lebens erhalten haben, ist die Abwegigkeit solcher Urteile klar erwiesen.

Häuptling Ngambe

Von M. P. Thorbecke / 144 Seiten / Federzeichnungen / Fest geb. RM. 1.80

Ein Blatt aus der frühesten Geschichte des Schutzgebietes Kamerun: Die Erzählung vom weisen, friedfertigen und tapferen Häuptling Ngambe, der sein kleines Volk durch kluge Nachgiebigkeit, eisernen Fleiß, soldatische Gewandtheit und unerschütterliche Tapferkeit aller Übermacht frecher Raubfürsten zum Trotz den Weg zur Freiheit führt. In gefährlicher Lage greift der neue deutsche Schutzherr ein und sichert für alle Zeiten die Zukunft des freiheitsliebenden, tüchtigen Bauernvolkes.